

# VOLKS-TRIBÜNE.

Sozial-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh.  
 Abonnementspreis für Berlin monatlich 50 Pf. pränumerando (frei in's Haus).  
 Einzelne Nummer 15 Pf.  
 Durch jede Post-Anstalt Deutschlands zu beziehen. (Preis viertelj. 1 Mk. 50 Pf.)

Redaktion und Expedition:  
 80. (26), Elisabeth-Ufer 55.  
 Ausgabe für Speditoren:  
 „Volksblatt“, Beuthstr. 3.

Inserate werden die 4spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet.  
 Vereins-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf.  
 Inseraten-Aannahme in der Expedition: Elisabeth-Ufer 55.  
 Die „Berl. Volks-Tribüne“ ist unter Nr. 893 der Zeitungs-Preisliste eingetragen

Nr. 52.

Sonnabend, den 26. Dezember 1891.

V. Jahrgang.

**Politische Notizen.** — Soziales aus den Vereinigten Staaten. — Weihnachtsgedanken. — Eine neue Taktik. — Hochmal: „Ingelegte Eier.“

**Gedicht.** — **Novelle.** — Schweizerische Arbeiterhaus-haltungsbudgets. (Schluß). — An die Arbeiter aller Länder! — Deutscher Reichstag. — Verschiedenes.

## Parteigenossen!

Mit der nächsten Nummer beginnt die

### „Berliner Volks-Tribüne“

ihren sechsten Jahrgang. Sie wird bleiben, was sie seit ihrer Begründung gewesen: Die Sturmflut der revolutionären Sozialdemokratie. Die neue Redaktion wird bestrebt sein, das Blatt inhaltlich und der Form nach wieder in der Weise zu leiten, wie es sein Begründer gethan. Die Zahl der Rubriken wird vermehrt, ein besonderes Augenmerk auf die gewerkschaftliche Bewegung und die Bestrebungen der ausländischen Genossen gewandt werden. Die Sprache der Artikel wird scharf und bei aller Knappheit deutlich und gemeinverständlich sein.

Wir bitten die befähigten Genossen, uns durch rege Mitarbeit thatkräftig zu unterstützen.

Die **Postabonnenten** unseres Blattes erinnern wir daran, vor Monatschluß ihr **Abonnement zu erneuern**, da dasselbe von der Post sonst als erloschen betrachtet wird.  
 Postzeitungskatalog Nr. 893.

**Preis pro Quartal 1,50 Mark** bei Selbstabholung von der Post, durch den Briefträger ins Haus **1,65 Mark**.

Die **Kreuzbandabonnenten** bitten wir, wenn möglich, vom 1. Januar 1892 direkt von der Postanstalt zu beziehen, da die Expedition sich bedeutend vereinfacht. Wo Kreuzband weiter gewünscht wird, bitten wir um umgehende Nachricht.

Der **Abonnementspreis** beträgt für Deutschland und Oesterreich-Ungarn **1,80 Mark**, für das übrige Ausland **2,15 Mark**.

**Komplete Jahrgänge** von 1890 und 1891 können durch die **Expedition** nachbezogen werden.

## Politische Notizen.

— Auf die **Parteigestaltung** werden die neuen Handelsverträge einen entscheidenden Einfluß haben, sie werden den Fortsetzungsprozeß der bürgerlichen Parteien beschleunigen.

Nachdem Bismarck 1878 die Arbeiter mit Hilfe des Sozialistengesetzes zu jedem Widerstand unfähig gemacht hatte, begann er 1879 die Vertheilung der Beute mit Beginn der Schutzollgesetzgebung. Dadurch gelangte zunächst das Zentrum zu ausschlaggebender Bedeutung, denn auf welche Seite es sich neigte, da entschied es den Sieg. Außerdem fand eine Versöhnung zwischen Bourgeoisie und Aristokratie statt, indem der einen Industriezölle, der andern Kornzölle gegeben wurden, und derjenige Theil der bürgerlichen Liberalen, welche den Anschluß an diese Politik versäumte, gänzlich kaltgestellt wurde. Die Bismarck'sche Macht stand also auf der Interessenskoalition der beiden herrschenden Klassen, und da die bedrückte Klasse geknebelt war, so hatte er völlig freie Hand und konnte ein System politischer Reaktion einführen, daß sonst in einem Staat von so fortgeschrittener ökonomischer Entwicklung unmöglich gewesen wäre. Die durch die Annexion von Elsaß-Lothringen präparierte ständige Kriegsgefahr hielt außerdem beständig ein immer wachsendes Heer auf den Beinen, und Bismarck nutzte das Kriegsgeheimiß klug genug aus, die Nation beständig im Athem zu halten und so den Blick von den inneren Zuständen abzuwenden.

Erschüttert wurde diese Stellung durch das überraschende Erstarken des Proletariats, das gerade durch seine brutale Unterdrückung zum Selbstbewußtsein kam,

während es bei einer liberalen Regierung vielleicht noch lange im Schlepptau der herrschenden Klassen geblieben wäre. Die letzten Wahlen gaben endlich Bismarck den Todesstoß.

Die neuen Handelsverträge bedeuten ja nun keineswegs eine Rückkehr zum Freihandel; sie legen im Gegentheil die jetzigen Zollsätze, obwohl etwas ermäßigt, auf zwölf Jahre fest. Aber schon die bloße Ermäßigung hat die Interessen-Harmonie zwischen Kapital und Grundbesitz zerstört; es kommen die Einflüsse der nord-amerikanischen Zollgesetzgebung dazu, für welche die Industriellen mit Recht die Agrarier verantwortlich machen, der Nothstand, welcher den heimischen Markt für Industrieprodukte schädigt, und gleichfalls auf Konto der Agrarier zu setzen ist, und so fort. So zerfällt denn die Gemeinschaft, und wir werden vermuthlich bald einen offenen Krieg zwischen den feindlichen Brüdern erleben. Schon haben sich die Konservativen gespalten; auch das Zentrum wird auseinanderfallen.

Aber was wird die Regierung dann machen? Dann ist eine Fortsetzung der gegenwärtigen Politik unmöglich; denn ihre Grundbedingung fehlt. Sie steht dann vor der Alternative: entweder eine freisinnige Politik, oder Rückberufung Bismarcks und letzter Versuch, wieder ins alte Geleise zu kommen; natürlich wird sie das Letztere wählen.

— **Bismarck** hat sich auch bei Lesung der Handelsverträge nicht im Reichstag blicken lassen, sondern nur anonym durch die „Hamb. Nachr.“ dagegen polemisiert. Die Gründe, die er anführt, sind offenbar bloße Vorwände; es sind nur zwei Erklärungen vorhanden: entweder er ist zu feig, oder er will sich nicht in verbindlicher Weise engagieren. Wir glauben das Letztere. Die Auslassungen in den „Hamb. Nachr.“ und bei Interviews von Journalisten kann er leicht desavouiren, wenn es später nöthig sein sollte, aber eine Reichstagsrede nicht. Er besitzt ja bekanntlich ein so vorzüglich schlechtes Gedächtniß, daß ihn frühere Äußerungen nicht geniren — wenn sie nicht attemmäßig nachzuweisen sind.

— Ein Beispiel dieser **Gedächtnißschwäche** hat er erst kürzlich wieder gegeben. Nachdem er sich zuerst bloß von den Chefredakteuren von Weltblättern interviewen ließ, nimmt er jetzt sogar die letzten Zeitungsjuden an, weil kein besserer mehr kommt. Nun, vor einiger Zeit hat ihn sogar ein kleiner freisinniger Journalist besucht, der noch dazu früher wegen Bismarckbeleidigung hat drei Monate brummen müssen; beide trugen aber einander nichts nach; nun, diesem Herrn gegenüber hat sich Bismarck gegen das — Alter- und Invaliditätsgesetz ausgesprochen; dasselbe sei ohne Rücksicht auf Psychologie und Menschenkunde gemacht. Dabei ist dieses Gesetz sein geistiges Eigenthum und von ihm durchgebracht! — Einige meinen, daß er bei seiner Gewohnheit, sich um die „Einzelheiten“ der auf seinen Befehl ausgearbeiteten Gesetzentwürfe nicht zu kümmern, übersehen oder nicht genügend gewürdigt hat, daß auch die landwirthschaftlichen Arbeiter einbegriffen sind. Jetzt ärgert es ihn, daß auch für seine Arbeiter die kostspieligen Marken eingefleht werden müssen. Das wäre ja eine Erklärung der scharfen Kritik; aber ein merkwürdiges Zeichen seiner glücklichen Gedächtnißschwäche ist sie doch auch, wie so manches andere, wie sein Lob des Reichstages als einigendes Band Deutschlands, sein Eintreten für die konstitutionellen Rechte u. s. f.

— Wie wenig gerechtfertigt die janquinischen Hoffnungen des freisinnigen Hödur auf baldige Einführung der **zweijährigen Dienstzeit** sind, zeigt eine Erklärung, die dieser Tage der bairische Kriegsminister in der dortigen Kammer abgab. Er sagte:

„Man ist über die Frage der Einführung der zweijährigen Dienstzeit in militärischen Kreisen noch lange nicht im Reinen und es besteht eine überzeugte Ansicht zur Zeit noch nicht. Eines aber steht fest: mit Einführung der zweijährigen Dienstzeit werden große Geldmittel in Anspruch genommen werden müssen, denn sie bedingt eine Vermehrung der Cadres durch Verjüngung oder Errichtung neuer Regimenter. Aber auch ein anderer Standpunkt möchte empfehlenswerth sein, zur Zeit eine

so große Veränderung, von der man noch gar nicht weiß, ob sie vom militärischen Standpunkt betrachtet auch gut und vortheilhaft ist, eintreten zu lassen, um dafür Einrichtungen, welche sich im Frieden und Krieg so außerordentlich bewährt haben, wegzugeben. Die Frage kann überhaupt in Baiern eine einseitige Lösung nicht finden, ich warne davor, das Gute aufzugeben. Eine Umänderung der fundamentalen Organisation des Heeres kann nur dann stattfinden, wenn wir vollständig überzeugt sind, daß sie besser ist, als was wir bisher haben, und daß uns die Mittel gegeben werden können, um sie ohne große Kosten für das Land durchzuführen zu können.“

Daß die Hoffnung auf die zweijährige Dienstzeit thöricht ist, haben wir seiner Zeit gleich gesagt.

— Wie der „Vorwärts“ mittheilt, wird demnächst von der Sozialdemokratischen Fraktion dem Reichstage ein Antrag zugehen, in welchem die **Aufhebung des Koalitionsverbots bezüglich der ländlichen Arbeiter**, sowie all der Bestimmungen in Landesgesetzen, Provinzialgesetzen, Statuten u. (S:inde-Ordnungen), welche die ländlichen Arbeiter dem Züchtigungsrecht der „Herrschaften“ unterwerfen und sie des Rechts, wegen Ehrverletzung zu klagen, berauben, gefordert werden soll.

— Auf die **russenfreundliche Politik Preußens** wirft folgender jetzt in der „Deutschen Revue“ veröffentlichte Brief Kaiser Wilhelm's I., gelegentlich des russisch-türkischen Krieges, ein klares Bild:

„Sie beurtheilen mich nur richtig, wenn Sie annehmen, daß ich tief ergriffen bin von dem Ruver der russischen Armee und in der Seele des Kaisers traurig. Aber die Operationen seit dem Donau-Übergange sind mir ein Räthsel. So vorzüglich wie dieser vorbereitet und ausgeführt wurde, so unerklärlich ist es, daß nach demselben die Hauptregel der Strategie ganz aus den Augen gesetzt wurde: mit allen Kräften der Hauptarmee des Heindes entgegen zu gehen und zu schlagen, ehe man weitere Operationen unternimmt; wogegen man jetzt seine Kräfte theilt und überall schwächer als der Gegner erscheint! Die Episode über den Balkan ist unerklärlich und verdient die Ausführung derselben einen vernünftigeren Zweck! Ich hoffe mit Ihnen, daß der Sieg endlich der russischen Armee verbleiben wird, aber die Türken müßten mit Blindheit geschlagen sein, wenn sie die Ankunft der enormen Verstärkungen des Gegners ruhig geschehen ließen. Wöchten sie doch so blind sein!“

Hat Rußland Konstantinopel verschluckt, so ist es mit der **freiheitlichen Entwicklung** aus; Deutschland würde zwar in ein Suzeränitätsverhältniß zu Rußland gerathen, aber das ist dem patriotischen Herzen ja schließlich ganz egal. Hauptsache wäre, daß die Kosaken die Arbeiterbewegung niederstampfen würden. Das hat ja Fürst Bismarck in seiner gegenwärtigen Raivetat in den „Hamb. Nachr.“ selbst zugestanden!

— Wie die Großgrundbesitzer des Ostens den **Werth der Schulbildung** schätzen, darüber werden der „Volksztg.“ nachstehende schätzenswerthe Mittheilungen gemacht:

Fast alle von den „Herren“ stimmen bei jeder Gelegenheit laute Klagen darüber an, daß die Kinder der Arbeitsleute viel zu viel lernen müßten, da sie demaleinst ja doch „nur Scharwerker“ werden sollen. Oft genug hört der Lehrer von seinem „Herrn“: „Es ist genug, wenn die Kinder etwas Lesen, Schreiben, Rechnen und Religion können; alles Uebrige ist Unsinn!“ Einer „unserer Edelsten“ sagte vor gar nicht langer Zeit zu einem neu eingeführten Lehrer: „Sorgen Sie nur dafür, daß die Kinder keine Vogelnester in meinem Walde ausnehmen; sonst verlange ich nichts.“ Ein Gutsbesitzer mußte — wie so viele andere auch — erleben, daß die heranwachsenden Kinder ihrer Arbeitsleute die Heimat verließen und in der Fremde besser bezahlte Arbeit suchten. Ohne Weiteres machte er für diesen Uebelstand die Schule verantwortlich, indem er meinte: „Wenn die Kinder nicht lernten, daß es ein Pommern, Sachsen u. s. w. gäbe, würden sie auch nicht dorthin gehen, sondern hübsch bei uns bleiben.“ Es gilt bei den Gutsbesitzern allgemein als unbedingt feststehend, daß „aus den dümmsten Schuljungen die tüchtigsten Arbeiter werden.“

— Und wie sich dementsprechend die Regierung die Lage der Lehrer wünscht, zeigt folgende landrätliche Verfügung aus Pommern, welche das „Berl. Tagebl.“ mittheilt:

„S... den 19. September 1891. Gelegentlich der Verhandlungen über die Neuordnung der Lehrergehälter sind von einer Seite die Baarkosten eines ländlichen Lehrereinkommens bei einer Familie mit drei Kindern und einer Vorkubotat von 4 Morgen Acker, 2 Morgen Wiese und 1/2 Morgen Gartenland — Alles mittlerer Güte — auf 585 Mark berechnet. Diese Berechnung, die ich nachstehend in Abdruck folgen lasse, wünscht der Herr Regierungspräsident nach den Verhältnissen des dies-

seitigen Kreises einer Prüfung unterzogen zu sehen. Euer Wohlgeborn erlaube ich daher ergebenst, mir längstens binnen acht Tagen berichten zu wollen, ob Sie dieser Berechnung zustimmen oder inwiefern von Ihnen abweichende Zahlen anzugeben sind. Es würde mir lieb sein, wenn Sie die Frage vorher mit dem einen oder anderen Lehrer besprechen wollten, der Ihnen als anständiger und unbefangener Mann bekannt ist. Der Landrath. (Unterschrift.)

In der Berechnung heißt es:  
Im Durchschnitt — wenn man nach allen Richtungen hin mittlere Verhältnisse annimmt — hat die Lehrerfamilie mit Rücksicht auf die Landdotation, die nach meiner Auffassung bei der Festsetzung des Ertragswertes viel zu niedrig genommen wird, genügend Milch, Butter, Fett, Fleisch, Eier, Brotgetreide und genügend Gemüse und Kartoffeln. Es stellen sich nun die Unkosten eines Haushalts etwa folgendermaßen:

1. Wohnung, Feuerung	
2. Der Lehrer hält sich mindestens 1 Kuh und 1 Schwein neben Federvieh. Die Kuh giebt in guten Monaten mehr Milch, als für eine Familie notwendig ist, des Mehr kann verkauft werden	60 M.
Durch Schlachten des Schweines, dessen Anschaffungskosten mit	40 -
und Futtermitteln mit	20 -
zu berechnen, und Federvieh wird das Fleisch für eine Familie nicht ganz genügend beschafft, für Ankauf von Fleisch daher	40 -
3. Beackerung, die vielfach frei, und Aberntung der Landdotation	40 -
4. An Brotform giebt der Acker nicht ganz genügend (Bedarf ca. 30 Scheffel Korn). Für Mehrbedarf ca.	50 -
5. Für kleine Wirtschaftsbearbeitung, Getränke, Licht	100 -
6. Für Kleidung und Schuhzeug	180 -
7. Steuer, Mobilität-Versicherung	15 -
8. Doktor und Apotheker	20 -
Summa 565 M.	

Wenn man annimmt, daß von den 750 M. des jetzigen Grundbesitzes im Durchschnitt 150 M. für die Landnutzung in Abrechnung kommen, so bleiben 600 M. bares Einkommen, obige 565 M. bleiben also noch unter dem letzteren. Diese ganze Berechnung soll indessen lediglich zeigen, daß das jetzige Mindestgehalt von 750 M. ein auskömmliches, wenn auch knapp auskömmliches ist. Unglücksfälle und erhebliche außerordentliche Ausgaben finden keine Deckung.

Ist der Arbeiter verpflichtet, Ueberstunden zu leisten? Wir finden darüber in einem Gewerkschaftsblatt folgende Notiz:

Man hat bis jetzt stets angenommen, daß der Arbeiter berechtigt ist, nach Erledigung der in einem Geschäft üblichen regelmäßigen Arbeitszeit über seine Zeit frei verfügen zu können und daß bei Leistung von Ueberstunden dies lediglich freier Wille des Arbeiters sein müsse.

Diese Annahme ist nach einem Urtheil des Amtsgerichts I. Abtheilung 37 in Berlin, eine irrige, denn dieses hat kürzlich entschieden, daß jeder Gehilfe und Geselle verpflichtet sei, Ueberstunden zu leisten! Der Sachverhalt ist folgender:

Ein Modelleur war bei einem Fabrikanten in Arbeit getreten. Der Gelehrte verlangte von seinem Gehilfen, auch nach Feierabend zu arbeiten, d. h. also je nach Befehl des Arbeitgebers Ueberstunden zu leisten. Der Gehilfe lehnte dieses Ansuchen zu wiederholten Malen ab und wurde deshalb auf der Stelle entlassen, trotzdem Kündigungsfrist vorgelesen war. Der Gehilfe strengte Klage an und forderte für 14 Tage Lohn (gleich 75 Mark) und 5 Prozent Zinsen seit dem Tage der Klagezustellung an. Beide Parteien hatten Rechtsbestände zum Termin mitgebracht: der Kläger den Rechtsanwalt Wolfgang Heine, der Beklagte die Rechtsanwältin Dr. Friedemann und Dr. Reschelsohn. Das Urtheil fiel zu Ungunsten des Klägers aus. Die Begründung desselben lautet etwa folgendermaßen:

Nach § 121 der Gewerbeordnung sind die Gesellen und Gehilfen verpflichtet, den Anordnungen der Arbeitgeber in Beziehung auf die ihnen übertragenen Arbeiten Folge zu leisten; die beharrliche Weigerung, dieser Verpflichtung nachzukommen, giebt dem Arbeitgeber nach § 123 Nr. 5 das Recht, die Gesellen ohne Kündigung zu entlassen. Im vorliegenden Falle ist nun durch Beweisaufnahme für erwiesen anzunehmen, daß der Kläger an zwei auf einander folgenden Tagen der Aufforderung des Arbeitgebers, nach Beendigung der gewöhnlichen Arbeitsstunden die Arbeit fortzusetzen, nicht nachgekommen ist und daß er bei dieser Verweigerung des Gehorsams auch verblieben ist, nachdem ihm der Beklagte mit der Entlassung gedroht hatte. In diesem beiden Handlungen liegt zweifellos der Tatbestand des § 123 Nr. 5 der Gewerbeordnung, welche den Beklagten zur sofortigen Entlassung ohne vorherige Kündigung berechtigt. Der Umstand, daß von dem Beklagten die Arbeitsleistung nach Ablauf der gewöhnlichen Arbeitsstunden verlangt wurde, befreit den Kläger von der Pflicht nicht, den Anordnungen des Arbeitgebers Folge zu leisten, da ein Normalarbeitstag durch Gesetz bisher nicht eingeführt und außerdem von dem Kläger nicht unter Beweis gestellt ist, daß er sich dem Beklagten nur in den gewöhnlichen Arbeitsstunden Arbeit zu leisten vertragmäßig verpflichtet habe. Hat aber der Beklagte bei der Entlassung des Klägers ein ihm gesetzlich zustehendes Recht ausgeübt, so kann von einer Schadensersatzpflicht desselben dem Kläger gegenüber nicht die Rede sein und es mußte unter Berücksichtigung des § 87 Z. 3. B. D. wegen der Kosten und des § 649 Z. 3. B. D. wegen der vorläufigen Vollstreckbarkeit wie geschehen erkannt werden.

Mit anderen Worten also: Der Arbeiter hat dem Arbeitgeber unbedingt stets gehorchen zu sein, die Ueberstunden, die verlangt werden, hat er zu leisten, sonst darf ihn der Arbeitgeber ohne weiteres an die Luft setzen, denn: ein Normalarbeitstag ist durch Gesetz bisher nicht eingeführt!

Die Grenzen des Militarismus! Der „Köln. Zeitung“ wird aus Paris geschrieben, Frankreich habe schon heute im Gegensatz zu Deutschland nicht genügend Mannschaften, um die seinem Etat entsprechenden Rekruten einzustellen, und man hat, um dieses Ergebnis nur einigermaßen erzielen zu können, schon jetzt die Anforderungen an die Militärtüchtigkeit der Einzustellenden auf das alleräußerste herabsetzen müssen, tiefer sogar, wird von manchen Seiten behauptet, als mit dem Interesse des Heeres verträglich ist.

Die äußersten Grenzen sind also erreicht, weiter kann der Bogen nicht gespannt werden. Das ganze wehrfähige Volk steht schon unter den Waffen, außerdem giebt es nur noch Krüppel, Weiber, Kinder und Greise. Welche Aussichten!

Amerikanische Arbeitsstatistik. Der Kommissär des Bureau für Arbeitsstatistik, Charles F. Red, hat dem Minister des Innern seinen Jahresbericht für das am 30. Juni l. J. beendete Fiskaljahr unterbreitet, welchem die „N. Y. H. Ztg.“ folgende Angaben entnimmt: Für die Einführung des achtstündigen Arbeitstages haben sich 497 Arbeiterorganisationen mit 103 645 Mitgliedern und dagegen 24 Organisationen mit 2257 Mitgliedern

ausgesprochen. 92 Organisationen mit 30 381 Mitgliedern haben von der Einführung des Halbfeiertags am Sonnabend direkte Vortheile gespürt, 381 mit 65 567 Mitgliedern nicht. Von 6258 Streiks sind 5433 auf dem Wege des Kompromisses beigelegt und 464 seitens der Arbeiter fallen gelassen worden. In 1941 Etablissements waren nach seitens der Arbeiter gewonnenem Streik die Arbeitslöhne höher als vordem, das Resultat von 3746 Streiks war, daß die Löhne dieselben blieben und bei 441 Streiks war die Folge eine Lohnreduktion. Bei 2058 Streiks wurde eine Verkürzung der Arbeitszeit erzielt. Bei den sämtlichen während des am 30. Juni laufenden Jahres beendeten Jahres vorgekommenen Streites verloren die Arbeitgeber 481 524 Dollar und die Arbeiter an Löhnen 1 389 164 Dollar. Von den Streiks waren 5566 erfolgreich, 169 theilweise, 465 endeten zu Ungunsten der Arbeiter und 58 schwebten am Schlusse des Fiskaljahres. An den Streiks waren zusammen 93 984 Personen betheilt. Die Zahl der seitens verschiedener Arbeiterorganisationen inaugurierten Boykotts betrug 175.

### Soziales aus den Vereinigten Staaten.

Man soll nicht sagen, daß die kapitalistisch-bürgerliche Gesellschaft nicht doch noch hin und wieder so etwas wie „moralische Errungenschaften“ fertig bringt. Freilich, was sie unter dieser Etiquette gelegentlich einmal aufzuweisen hat, das ist auch „danach.“ Alles was von jener Seite kommt, trägt den Stempel der kapitalistischen Eigenart im Produktionsstufen: „Billig und schlecht.“ Das klassische Muster solcher Leistungen sehen wir auf dem Gebiete der Kolonisationspolitik und Zivilisationshandlungen, von Englisch-Indien bis Deutsch-Afrika. Unsere Leser wissen, wie wunderbar die Kapitalisten die Wilden zu kultiviren versteht — mittels Fuselknaps, Revolverkugel und Peitsche. Hat nicht der Kapitalismus auch die Sklaverei in der Form der Leibeigenschaft überall da aufgehoben, wo seine Herrschaft zur Geltung gekommen ist? Gewiß; allerdings mit der Absicht und mit der thatsächlichen Wirkung, die Entscherten und Geknechteten umzuwandeln in „pro forma“ freie Ausbeutungssubjekte, in Lohnsklaven, deren Arbeitskraft weniger kostet und mehr einbringt, als die des Regers von Anno dazumal. Und nun soll es den herrschenden Klassen gelingen sein, im Territorium Utah die Vielweiber unter den Mormonen abzuschaffen. Das ist wohl bis jetzt das „Non-plus-ultra“ der Ersparnis an geistigen Unkosten und in sachlicher Nützlichkeit des Resultates. Beides ergibt sich, sobald man genauer zusieht, auf den ersten Blick.

Der Vorrath der Thatbestand der Neuigkeit von dieser letzteren „Errungenschaft“. Ausführliche Kunde davon findet sich in einem Artikel der Monatschrift „The Forum“ (November l. J.), als dessen Verfasser Charles S. Jone, Oberichter der Supreme Court von Utah, sich unterzeichnet. Daraus erfahren wir, daß durch ein am 24. September 1891 von dem Präsidenten der Kirche der Heiligen des jüngsten Tages, Wilford Woodruff, erlassenes „Manifest“ die Polygamie — als religiöse Institution der Mormonen — außer Kurs gesetzt worden ist. Gleichzeitig wird von Oberrichter Jone eine Reihe von anscheinend und vielleicht auch wirklich ziemlich überzeugenden Angaben dahingehend vorgeführt, daß jene Proklamation von Seite der genannten Sekte als ein Ausdruck ihrer ernsthaften, in Hinsicht der überirdischen Mythologie und Ideologie aufrecht gemainten Willensäußerung zu betrachten sei. Die Gläubigen der Mormonen-Gemeinde in Salt Lake City haben, wie durch Citate aus Reden und Erklärungen da nachgewiesen wird, die Proklamation ihres temporären „Mahamed“ nicht bloß formell sanktionirt und als Erfüllung ihrer lange vorher zum Himmel expediten „Gebete“ anerkannt, sondern auch — es ist ordentlich rührend! — darauf verzichtet, die reguläre Praxis der Abwechslung im Konsum von weiblichen Reizen, wie bisher, um des „lieben Herrgotts willen“ zu betreiben. Nebenher erzählt und der Herr Oberrichter, daß jenes glorreiche Ergebnis der bürgerlichen Kulturkampfarei durch eine kriminaljuristisch-Kampagne erzielt worden sei, die mit dem Jahre 1884 ihren Anfang nahm und in jetzt dreihundert Verurtheilungen wegen „mehrfacher Eheverletzung“ und geschwundnen Zusammenwohnens“ sich betheiligte hat. Die betreffenden ausnahmsweise Bestimmungen sind vom Kongress im Jahre 1882 verordnet und 1887 ergänzt worden. Werthwärtig ist angeführt eine solche Verfolgungstheorie bloß eines: nämlich, daß der „well-to-do“-Mormone, welchem seine Mittel es erlauben, ein paar Duzend Gattinnen und ein Bataillon von Kindern zu ernähren und zu kleiden, so lange darauf erpicht war, diesem Luxus in einer so kostspieligen Form zu fröhnen, wie in der des religiös-zeremoniellen „Ansehens“ von Frauen — eine Art von Vielweiberi, die doch, abgesehen von den Annehmlichkeiten eines Konsums mit dem Strafgesetzbuch schon wegen Unvereinbarkeit mit kapitalistisch-„gesunden Geschäftsprinzipien“ außer Mode gekommen ist.

Nun, wenn somit in Utah die bisherigen Gattinnen der „vielverehelichten“ Männer fernhin auch den religiösen Vorschriften der Mormonen gemäß nicht mehr respektable Ehefrauen sein sollen, also, was werden sie in Zukunft sein?

Die Antwort ist naheliegend genug. Die in ihrem Bewußtsein regelrecht verheirateten und insofern respektablen Frauen sinken hiermit zur Stellung von Prostituirten herab, in jedem Haushalt nur diese eine ausgenommen, zu deren Gunsten sich der Mann für Beibehaltung als anerkannte Gattin entscheidet. Alle anderen werden ebenso vom religiösen Standpunkt, wie schon vorher vom bürgerlichen Standpunkt, in den Augen der Gleichgesinnten Konkubinen geworden sein. Dies ergibt sich unter der Voraussetzung, daß es dem Eheherrn beliebt, seinen bisherigen Bestand „Bethschwärmern“ ohne Personalverminderung beizubehalten. Gefällt es ihm dagegen die überschüssigen Frauen auf die Straße zu jagen, so hat er hierzu fortan auch die Approbation seiner kirchlichen Autoritäten. Und was wird dann aus den beschäftigungs- und subsistenzlos gewordenen Ex-Gattinnen? — Was wird den meisten von ihnen Anderes übrig bleiben, als die Wahl zwischen mehr oder minder schnellem Hungertod oder öffentlicher Prostitution?

Bis jetzt konnte von den Niederlassungen der Mormonen rühmend konstatiert werden, daß daselbst die „Liebe“ nicht eine Markt-Waare sei, wie anderwärts. Diesem Mangel in der kapitalistischen Entwicklung wird nun wahrscheinlich auch dort bald abgeholfen sein und zwar durch Umschlag in's Gegentheil — in Ueberfluß. Welch ein Triumph der „Moral“ und Gesellschaftsordnung des Bürgerthums!

Ueber die Lage der Bergleute im Besten der Ber. Staaten und über die Art, wie man sie seitens der Kapitalisten behandelt, giebt eine Rede aus dem Jahre 1891, die W. G. Armstrong, Präsident der Western Central Labor Union von Seattle, kürzlich im „Council of Federated Trades of the Pacific Coast“ gehalten hat.

Wir entnehmen der Rede folgende Stellen:  
Die Geschichte, welche ich Ihnen erzählen werde, ist die Geschichte des Unrechts, welches ein gefähloses Korporation, be-

kannt unter dem Namen Oregon Improvement Company, auf die Miner von King County, Wash., häuften. Droben, in den Bergen Washingtons, inmitten rauschender Nichtenwälder und schneebedeckter Bergespitzen lebte noch vor wenigen Monaten ein Volkchen, das zu den zufriedensten Bewohnern der Erde zählte.

Die Leute waren zufrieden mit ihrem Loos und Niemand dachte daran, daß je die Zeit kommen werde, wo diese glückliche Gemeinde in Trauer und Elend von Denjenigen verstoßen werden, in deren Diensten sie thätig war. Aber solch eine Zeit kam.

Ohne einen Moment der Warnung drangen am letzten 17. Mai 676 bewaffnete Regter, begleitet von jenem Auswurf der Menschheit, bekannt als Pinkertons, Toughs (Privatpolizisten), 75 an der Zahl, in das Miner-Städtchen Franklin, Wash., ein. Die weißen Miner waren zur Zeit der Ankunft der fremden Horde an der Arbeit. Es bestand zu jener Zeit kein Streit zwischen den weißen Minern und der Kompanie. Dieselben wurden einfach von der Arbeit ausgeschlossen, und ist denselben, obgleich sie wiederholt darum ersuchten, jede Konferenz mit den Direktoren verweigert worden.

Als bald nach Ankunft der Regter und Pinkertons wurde eine Schreckensherrschaft inauguriert. Ein Kordon wurde um das Eigentum der Oregon Improvement Company, durch welches die County Road führte, gezogen, und Jedermann gewarnt, die gezogene Linie zu überschreiten. Bedenket! Man droht den Minern, den Bewohnern von Franklin, Männern, Weibern und Kindern, mit Erschießen, falls sie einen gewissen Punkt einer öffentlichen Straße überschreiten.

Die Saloons (Kneipen), welche von der Gruben-Gesellschaft geeignet werden, wurden den Regern und deren Verbündeten geöffnet. Die organisirten Arbeiter, welche die Absicht der Oregon Improvement Company durchschauten, petitionirten an den Gouverneur, denselben ersuchend, die Regter und Pinkertons zu entwaffnen. Derselbe weigerte sich, dies zu thun, indem er vorkam, in dieser Sache keine Autorität zu haben, dann wurden die Behörden ersucht, die Saloons zu schließen. Man versprach dies zu thun, führte es aber nie aus. Der Gouverneur wurde wiederholt ersucht, die Regter und die Pinkertons zu entwaffnen, weigerte sich aber stets, dies zu thun. Kaum ein Tag ging vorbei, wo die weiße Bevölkerung, Männer und Weiber, durch betrunkenen Regter und Pinkertons nicht auf schändliche Weise insultirt wurde. Kein Mensch, der es nicht miterlebt hat, vermag es zu begreifen, was die Miner von Franklin und deren Familien zu erdulden hatten.

Zuletzt wurden es die Pinkertonianer überdrüssig, wehrlose Männer und Frauen, welche nicht Wiedervergeltung üben, zu bedrücken, sie inszenirten deshalb, vielleicht auch um zu zeigen, daß sie ihr Tagelohn werth sind, einen Riot (Aufruhr), wobei zwei junge Männer ermordet und zwei Frauen verwundet wurden. Diesem folgte eine unbeschreibliche Schreckensherrschaft. Die Willkür und Brutalität der Pinkertonprole war Gesetz. Es steht aber alle Zweifel fest, daß der Riot von den Pinkertonianern inauguriert wurde, um die Miner (Bergleute) und deren Familien zu massakriren. Es wurde zu voller Zufriedenheit der Bürger von Washington bewiesen, daß Seitens der Miner nicht ein Schuß abgefeuert wurde. Während der Attacke herrschte in Franklin eine fürchterliche Aufregung. Die Kugeln pfliffen in allen Richtungen und schlugen durch die dünnen Wände der Arbeiterwohnungen. In das Schlafgemach einer schwangeren Frau schlugen zehn Kugeln ein, was die arme Frau in eine solche Erregung brachte, daß sie eine Frühgeburt hatte und eine schwere Krankheit die Folge war. Frauen und Kinder flüchteten sich vor Schreck in den Wald, wo sie sich zum Theil zwei bis drei Tage versteckt hielten.

Es sei hier betont, daß in den anderen Mining Camps eine Streiffrage zwischen Arbeitern und Gruben-Gesellschaft nie länger wie wenige Tage bestand; eine solche wurde stets zu beiderseitiger Zufriedenheit geschlichtet. Ich vermöchte Hunderte von Ereignissen zu schildern, durch welche bewiesen wird, daß die Oregon Improvement Company kein Mittel unversucht ließ, um die Miner-Union zu vernichten, will mich aber mit den folgenden begnügen:

Ich habe oben erwähnt, daß die Gruben-Gesellschaft sowohl den Kleinhandel als die Saloons monopolisirt. Dies ist die hauptsächlichste Ursache von allem Trübel, welchen die Miner je hatten. Es ist eine wohlbekanntere Thatsache, die Niemand erfolgreich zu bestreiten vermag, daß die Gesellschaft gedroht hat, Leute zu entlassen und mehrere sogar ihrer Arbeit beraubt hat, weil sie sich geweigert hatten, genannte Plätze zu patronisiren. Die Arbeiter hatten für die von der Oregon Improvement Co. bezogenen Waaren 85—200 Prozent mehr zu bezahlen, wie in irgend einem anderen Geschäft. Falls ein Miner die Richtigkeit der ihm von der Gruben-Gesellschaft vorgelegten Rechnung bestritt, wurde er entlassen.

Der Fluch aller Mining Camps sind die Saloons. Unzählige Male während des Trübels wurde die Gruben-Verwaltung ersucht, dieselben zu schließen, hat sich aber noch stets geweigert, dies zu thun. Die Saloons scheinen nothwendig zu sein, um die Scabs in der nöthigen Stimmung zu halten, damit sie sich dazu gebrauchen lassen, die weißen Miner aus ihrer Heimath zu vertreiben.

Kommen wir zu einer anderen Beschwerde — die betreffs der Anstellung und Entlassung der Arbeiter. Die Miner protestiren gegen die Entlassung von Arbeitern ohne triftigen Grund und bezeichnen als solchen Unfähigkeit, Pflichtvernachlässigung, Insubordination und Trunkenheit. Die Miner haben nichts dagegen einzuwenden, wenn ein Mann aus obigen Gründen entlassen wird, aber sie protestiren ernstlich dagegen, wenn man sie entläßt, aus Gründen, die ich bereits anführte, — weil sie sich weigern, ihren Verdienst in den Läden und den Saloons der Gruben-Gesellschaft zu verschleudern.

Ein anderer Uebelstand ist der folgende: Wenn am Jahrtag, nach Ankunft der Zahl-Car ein Mann aus irgend einem Grunde verhindert ist, beim Verlesen seines Namens zugegen zu sein, muß er nach Seattle reisen, um auf der Haupt-Office seinen Lohn zu erheben. Dies bringt 3,00 Doll. pro Mann in die Tasche der Oregon Improvement Co., welche die nach Seattle fahrende Eisenbahn eignet.

Im Betrauen der armen Miner leistet die Gruben-Gesellschaft überhaupt alles Erdenkliche. Das Land, auf welchem die Miner ihre Hütten gebaut haben, ist Eigentum der Northern Pacific Eisenbahn-Gesellschaft. Aber deshalb sind die Miner doch genöthigt, der Oregon Improvement Co. monatlich 1,00 Doll. bis 5,00 Doll. an Grundrente zu entrichten. Wer sich zu bezahlen weigert, geht seine Arbeit verlustig.

Die Miner haben noch zahlreiche andere Beschwerden, welche ich Ihnen aufzählen vermöchte, ich glaube jedoch, daß die von mir angeführten genügen, um jedem denkfähigen Menschen einen Einblick in die traurige Lage der Miner von King County zu gewähren. Ich wurde von der Körperlichkeit, die zu vertreten ich die Ehre habe, beauftragt, die Angelegenheit Ihnen, resp. der organisirten Arbeiterschaft der ganzen Küste vorzulegen. Die Miner und deren Familien befinden sich gegenwärtig in trauriger Lage, sie entbehren des Nothwendigsten zum Leben. In ihrem Namen und zu ihrem Besten appellire ich durch Sie an alle Arbeiter-Unionen der Pacific-Küste und ersuche dieselben dringend, den ausgeschlossenen Minern von Franklin finanzielle Hilfe zukommen zu lassen.

Das ist die Bourgeois-Republik in ihrer ganzen Schönheit! Eine Anschauung über die Art des Kampfes gewährt auch folgender Bericht:

Die ausgeschlossenen Kohlenarbeiter der Briceviller Gegend (in Tennessee) haben die in den Minen beschäftigten Sträflingsarbeiter befreit, also — in der letzten Bedeutung des Wortes — losgelassen, indem sie die Einfriedigungen, Pallisaden-Zäune („Stadaden“), welche das Sträflings-Quartier von der übrigen Menschheit trennte, niederbrannten und den Gefangenen bürgerliche Kleider gaben.

Die Rebellen haben schon vor drei Monaten eine Gatling- und zwei andere Kanonen sich zugelegt, sowie sich mit Winchester-Gewehren und Munition reichlich versehen.

Die 463 Gefangenen der beiden Gruben zu Briceville und Coal Creek haben sich selbstverständlich, da man ihnen für die Sträflings-Kleider andere gab, nicht gegen ihre Freilassung verzweifelt gewehrt, sondern mit dem Gedanken: „Wie Gott will — ich bin still“ sich das Urteil geduldig gefallen lassen.

Die Geschichte von der Gefangenen-Freilassung nimmt sich wie ein Kesselfuss zur aus, enthält aber die furchtbarsten Lehren für die heutige Gesellschaft und deren hirnlose Führer.

Zwei Kohlenbergwerksgesellschaften, die „Tennessee Mining Co.“ zu Briceville, und die „Knorville Iron Co.“ zu Coal Creek, haben von einem Kontraktor, der dem Staate Tennessee die Sträflinge abmietet, dieselben in billige Unterpacht genommen und tausende ihrer früheren, ansässigen Arbeiter entlassen. (Die Sträflinge werden an Unternehmer, „Kontraktoren“, vom Staate vermietet, der eine bestimmte Summe an den Staat zahlt und dafür seine Leute gerade wie Sklaven verwenden kann, wie es ihm beliebt.)

Eine unvernünftige Bauern- und unstruppulose Advokaten-Vergilatur fand in solcher — recht unndthiger, durch Nichts gebotener — Verwendung von Gefangenen zur Bereicherung von Kapitalisten auf Kosten der Ärmsten nichts Ungehöriges, nichts Schändliches, kein Unheil für das Gemeinwesen. Ohne Gewissensbisse diktierten sie dem Staate die Aufgabe zu, mit seinen eigenen Mitteln erbliche Leute brotlos zu machen, nur um die Habgucht von Ausbeutern zu befriedigen.

Die ausgeschlossenen Arbeiter bedrohten die von den Sträflingen bearbeiteten Gruben, die öffentliche Meinung unterstützte die Rebellen und der Gouverneur sah sich genötigt, in Unterhandlungen mit den Führern der Arbeiter zu treten.

Das war um Mitte Juli.

Es wurde eine Extrassession der Vergilatur einberufen, um den schmachvollen Sträflingskontrakt auf irgend eine Weise rückgängig zu machen, aber die wochenlange Sitzung verlief ohne jedes dieses bezügliche Resultat und die Gesetzgeber zeigten — im Gegentheil — noch die Frechheit, die Führer der Arbeiter unter allerlei Anklagen zu stellen.

Bereits Mitte Juli drohten die Streiker (oder Ausschlossenen), die Gefangenen zu befreien und auf die Menschheit loszulassen; jetzt haben sie ihr Wort wahrgemacht, weil der Gouverneur und die Vergilatur sie schändlich betrogen.

Die Logik der Rebellen ist über allen Widerspruch erhaben: „Ihr verjagt uns durch Diebe, Eindrecker, Räuber und Mörder aus unserer dürftigen Existenz — und wir zahlen Euch nach dem Worte: „Wuchst wider Wuchst“ heim: wir lassen die Diebe, Eindrecker, Räuber und Mörder frei auf Euch los!“

Zu bedauern dabei ist nur, daß es keine gerechte Rache bei solchem Sanktionsworte gibt und der Nichtschuldige, wie der Schuldige, von den auf das Gemeinwesen losgelassenen, zum Theil doch ungeschickten Gewaltmenschen erlitten werden kann.

Aber den Schrecken, der heute den Gesellschafts-Spitzen und Staatslenkern von Tennessee in die Glieder gefahren sein mag, darf man ihnen von ganzem Herzen gönnen.

Dier heißt es nicht „Philipp über Dich, Simson!“, sondern „Räuber und Mörder über Euch, Gewissenlose, Herzlose, Menschenfeinde, die ihr 3000 ehrlichen Leuten das trodrene Brot vom Tische wegnehmen ließt, weil Eure Gefräßigkeit unstillbar!“

Aber die Rebellen sind Stümper; um die Losgelassenen zu verhindern, sich an Unschuldigen zu vergreifen, hätte man in die Westentasche jedes Rods eine Liste mit genauen Adressen solcher Persönlichkeiten legen sollen, die zu der Klasse gehören, welche „das Zuchthaus mit dem Armeel freist“, aber niemals hineinkommt; auf die reichen Verbrecher speziell hätten die Konvikten losgelassen werden sollen, welchen sie indirekt ihre Befreiung zu verdanken haben.

Die Anarchisten pflegen derartige Ausbrüche sehr zu loben. Solche Vorfälle haben sich aber schon sehr oft ereignet, ohne irgend einen Nutzen für die Arbeiter zu hinterlassen. Die einzige Möglichkeit der Befreiung des Proletariats ist die Gewinnung der politischen Macht, und die läßt sich nicht durch solche Handstreichere erreichen, sondern durch langsame, rührige, zielbewusste Aufklärung.

Und daran fehlt es in den Vereinigten Staaten. Die letzten Wahlen haben es wieder gezeigt. Die „New-Yorker Volkszeitung“ charakterisiert ihr Ergebnis für die Arbeiter:

„Und wie stehen die Kandidaten nun für die Interessen, für die Lebensinteressen der Arbeiter? — Die Mehrheit derselben hat sich in ihren Stimmzetteln tatsächlich dafür erklärt, daß Alles beim Alten bleiben soll, und, wenn's noch schlimmer kommt: „Ich halte still, wie Gott will“. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich oder auch seine Hölle. Meistens das letztere.“

## Weihnachtsgedanken.

„Friede auf Erden!“ Mag's passen oder nicht, wenn auch 364 Tage im Jahre der Kampf tobt, an einem Tage wird die Kriegspolauwe hingelegt und auf dem Haberohr die schönsten Friedensschalmeien geblüet: „Friede auf Erden.“

„Friede auf Erden und dem Menschen ein Wohlgefallen!“

Friede und Wohlgefallen den Näherinnen, deren Arbeit schon vier, sechs Wochen vor Weihnachten aufgehört hat, und die jetzt nach fieberhafter Anstrengung sich hungernd und frierend erholen können; den überbelegten Arbeitern und Arbeiterinnen im Verkaufsgewerbe; dem Arbeiter, der schon den ganzen Winter nach Beschäftigung sucht und vergeblich an tausend Thüren geklopft hat, um brotlos wieder zu den Seinigen zurückzukehren; dem Proletarier auf der Landstraße, der durch den Schnee von Ort zu Ort wankt und dem der Wind durch die Lumpen hindurch den elenden Körper zu Eis gefrieren macht — Friede und Wohlgefallen ihnen allen, die diesen Winter gerade ihre Noth und ihr Elend tiefer fühlen, als je, weil der Bissen Brot, den sie essen, die Schaufel Kohlen, an deren Gluth sie sich wärmen, durch eine hartherzige Bucherpolitik zu unerschwinglichen Preisen hinaufgetrieben sind, während gleichzeitig die Fabriken still stehen, und Tausende und Abertausende aus der Arbeit entlassen werden.

Frieden und Wohlgefallen dem Bauern, dem der Gerichtsvollzieher droht, weil er trotz unmenschlichster Arbeit nicht so viel erwerben konnte, um den kärglichen Lebens-

bedarf, den er und die Seinen beanspruchen, zu befriedigen; dem Handwerker, vor dessen Thür der Bankrott steht, und der mit furchtbarer Angst noch auf eine Rettung wartet, die ihn wieder eine Weile über Wasser halten kann — das Weihnachtsgeschäft; dem kleinen Beamten, der mit trübem Lächeln die paar Mark Gehalt überzählt, die er eben erhält, und ausrechnet, wieviel seine Familie jetzt essen darf, damit es reicht.

Friede und Wohlgefallen dem großen Bankrottier, der, in dem furchtbaren Strome schwimmend, zu Betrügereien greifen mußte, und jetzt zitternd die Strafe und die Verachtung der Menschen erwartet; dem Schwindler und Gauner, der mit Lug und Trug sich in die Höhe gearbeitet hat und lächelnd auf die Verzweiflung unter sich herabsieht; und dem großen Geldmann, dessen Geldmassen sich wie lebendig bewegen, wenn er nur mit dem Finger zuckt, ausgehen auf Raub und mit Beute beladen heimkehren, während er das zerschmetterte Menschenglück und das vernichtete Menschenleben, das diese Raubzüge hervorbringen, ruhig und ohne Wimperzuden in sein Buch einträgt —

Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen, während die Erde von Waffen starrt und die Menschen zum Tödten bereit einander gegenüberstehen!

Nein, nicht Friede und Wohlgefallen, sondern Krieg, Hunger, Krankheit, Tod, Elend, Vernichtung, Raub und Mord; nicht der Eine des Andern Nächster, sondern sein schlimmster Feind; nicht eine sich in Liebe umfassende Menschheit, sondern eine sich gegenseitig zerfleischende Heerde wilder Thiere!

Wie weit entfernt ist noch das Ideal der Menschheit, weiter als in den rohesten und wildesten Zeiten der Vergangenheit; so blutige Kämpfe sind nie vorher gekämpft, eine solche Vernichtung menschlichen Glücks hat noch nie stattgefunden.

Und um zu der Tragödie die Komödie zu fügen: diejenigen, welche diese Zustände erhalten und befestigen wollen, behaupten, im Geiste einer Religion der Liebe zu handeln, während sie uns vorwerfen, daß wir Haß säen!

Nein, wir säen nicht Haß aus; und wenn wir auch nicht süßliche Phrasen im Munde haben, wir wissen: Alles begreifen heißt alles verzeihen. Wir bekämpfen zwar Menschen, weil wir die Einrichtungen bekämpfen, welche durch sie gehalten werden; aber wir kämpfen nicht mit persönlichen Haß, denn wir wissen, daß unsere Gegner, durch die Verhältnisse geschaffen, so sein müssen, wie sie sind. Zwar, was gethan werden muß, wird gethan werden, denn das Wohl der Menschheit geht über das Wohl des Einzelnen.

Aber der Gedanke, der uns bei all' unserm Handeln leitet, ist: eine Welt zu schaffen, in welcher nicht nur wir, sondern auch unsere gegenwärtigen Feinde glücklich sein sollen. Das wird unsere schönste Rache sein, und wenn wir das erreicht haben, dann wird es heißen: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen, aber nicht mehr in der Phrase, sondern in der Wirklichkeit.

## Eine neue Taktik?

Das Vorgehen der Fraktion gegen die Opposition hat den Erfolg gehabt, den jeder vernünftige Mensch voraussehen konnte. Wirklich prinzipielle Unterschiede bestanden vor dem „Hinausfliegen“ nicht, es handelte sich bloß um rein persönliche Lappalien, die mit einigem guten Willen und einiger Geschicklichkeit hätten verwunden werden können. Durch das „Hinausfliegen“ wurde die Opposition naturgemäß dazu gedrängt, „ihren Standpunkt zu präzisieren“, wie man das nennt, d. h. prinzipielle Unterscheidungsmerkmale von der Partei ausfindig zu machen.

Zunächst war es die Wille'sche Individualitätsfalschei, welche notwendig zum Anarchismus geführt hätte. Sie scheint einen ziemlichen Eindruck gemacht zu haben; und das ist auch nicht zu verwundern; ein Mensch, der sich ungerecht behandelt fühlt, wird naturgemäß in seinem Stolz gestärkt, denn der Gedanke: „die Leute sind ja doch bloß Heerdenvieh“ ist notwendig der einzige Trost, der ihm bleibt. Die „Neue Zeit“ schrieb in ihrem Artikel über den Parteitag, daß die Opposition zum Anarchismus übergehen werde. Schade, daß sie das nicht vor der Ausschließung eingesehen hat; denn es kann doch sicher nicht die Aufgabe der Sozialdemokratie sein, sich eine anarchisirende Partei groß zu ziehen. Daß man mit der „Schneidigkeit“ keine politischen Erfolge zu erzielen pflegt, hat die Sozialdemokratie ja dem Fürsten Bismarck selbst bewiesen, und daß man mit dem Prügel die Leute nicht von den Anschauungen überzeugt, die man ihnen mit ihm beweisen will, sondern von der entgegengesetzten — das ist eine sehr alte psychologische Weisheit.

Es beweist nur wieder, daß sich unter den „Unabhängigen“ gerade die tüchtigsten und hervorragendsten der Genossen befinden, die unter dem Sozialistengesetz in Berlin thätig gewesen sind, wenn es ihnen gelingt, diesen Individualitätsphrasen entgegenzutreten und sich von jeder Hinnneigung zum Anarchismus freizuhalten. In einem Artikel in Nr. 5 ihres Organs, des „Sozialist“, „Demokratie und Anarchie“ sind allen anarchisirenden Anwandlungen in sehr klarer und besonnener Weise entgegengetreten.

Leider finden wir in derselben Nummer eine Anschauung vertreten, welche zwar nicht eben so gefährlich, aber gewiß noch viel thörichter ist, wie die individualistischen Ideen. Es handelt sich um nichts weniger, als um eine neue Taktik.

Ein Artikel „Zur Taktik des Proletariats“ schließt nach einer vielfach unrichtigen Kritik der gegenwärtigen Taktik der Sozialdemokratie folgendermaßen:

Nachdem wir uns hiermit gegen die Theilnahme an der Gesetzgebung und gegen die Versuche, auf gesetzlichem Wege langsam einen Ausgleich oder auch eine Veseitigung der Klassen-gesetze anzubahnen, ausgesprochen haben, erübrigt es uns noch, zu sagen, wo wir den Klassenkampf ausgekämpft wissen wollen.

Dieser Boden ist der der Gewerkschaftsbewegung, da wir der Ueberzeugung sind, daß der Klassenkampf ein rein ökonomischer ist, demgemäß auch nur auf ökonomischem Gebiet ausgekämpft werden kann und nicht vermittelst der Politik, der Diplomatie.

Hier stehen sich Kapital und Arbeit Auge in Auge gegenüber, hier allein ist es der Arbeiterklasse möglich, dem Kapital Widerstand zu leisten, und wenn auch an eine dauernde Beseitigung dadurch nicht gedacht werden kann — so könnte sie allein durch diesen fortwährenden Widerstand sich vor der Degeneration bewahren, und es wäre da auch nicht so unmöglich, daß sich die Bourgeoisie aus der schon oben angedeuteten Furcht vor dem „rothen Geipente“ zu den durch die Gewerkschaften verlangten Konzessionen herbeiließe, ohne daß die Arbeiterklasse würde, daß sie damit ihren Zweck, die Bewegung einzudämmen, erreicht. Freilich dürfen diese Gewerkschaftsgruppen nicht in der Weise gedacht werden, wie wir sie gegenwärtig bei uns haben, wo sie als Afsenbrödel behandelt werden und deshalb auch auf ganz falschen Wegen sind. Sie dürfen nicht die gesetzliche Regelung ihrer Berufsangelegenheiten, nicht kleinliche Sozialreformen erstreben, nicht bei jeder Gelegenheit an den Polizeistaat appelliren und keine Klassenverbände, sondern nichts weiter als Kampf- und Agitationsvereinigungen bilden. Damit haben wir angedeutet, worin sich unsere Gewerkschaftsbewegung von der anderen unterscheidet.

Also nochmals kurz gesagt: Nicht auf dem langsamen Wege der Diplomatie, der Politik, der Gesetzgebung und der sozialen Reformen, sondern dort, wo er hingehört und alles ausgekämpft werden kann — auf ökonomischem Gebiet wollen wir den Klassenkampf auskämpfen. — So unterscheidet sich unsere Taktik von der sozialdemokratischen!

Wir glauben hiermit den kürzeren, geraden und sichereren zum Ziele führenden Weg eingeschlagen zu haben.

Deutlicher noch werden diese Ideen in einem andern Artikel derselben Nummer „Massenbewegungen“ dargestellt:

Die Streiks haben die Bourgeoisie von jeher mehr gefürchtet, als ein paar harmlose Wahlen. In den Streiks tritt den Bourgeoisie die Macht der Arbeiter handgreiflich entgegen; da dämmert dann in ihren Köpfen der Gedanke, wie fürchterlich ohnmächtig sie trotz ihrer riesigen ökonomischen Mittel sind, wenn die Arbeiter einmal der Produktion ein gebieterisches Halt entgegenrufen. Nun, die Streiks werden mit der Konzentration des Kapitals und der Bildung der Kartelle und Ringe gewaltig zunehmen. Sie werden unumkehrbar zunehmen, jenseit einerseits der Druck der organisierten Kapitalmacht wächst, und je kräftiger andererseits der sozialistisch-revolutionäre Geist der organisierten Arbeitermassen erstarkt. Der Klassenkampf wird dadurch bestiger denn je entbrennen. Die sozialistisch denkenden und fühlenden Arbeiter werden aber aus diesen erbitterten Klassenkämpfen die Lehre ziehen, daß sie sich nur über diese Wunden schlagenden Kämpfe erheben können, wenn sie die Grundlagen derselben selbst, die Klassen, aufheben. Kurz, sie werden die Streiks zu einem Mittel zur Aufhebung der Klassenherrschaft machen. Dadurch wird der Streik ein politisches Machtmittel ersten Ranges werden.

Und diese Bedeutung des Streiks scheinen die organisierten Arbeiter mehr und mehr zu begreifen.

Sie wenden die Streiks an, nicht nur, um die augenblickliche soziale Lage zu verbessern, sondern um große politische Forderungen zu ertingen. So griffen die belgischen Arbeiter zum Massenstreik, um sich das allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht zu erkämpfen. In Paris, in Brüssel leuchtete der Gedanke auf, einen Weltstreik zu inszenieren, um mit Hilfe desselben große politische und ökonomische Umwälzungen zu bewirken.

Das ist — man verzeihe uns das harte Wort — der furchtbarste Unsinn, den wir je in dieser Angelegenheit gehört haben, und das Auftauchen solcher Ideen ist auch nicht anders zu erklären, als durch das Bedürfnis, für die vollzogene Trennung nachträglich sachliche Gründe in rein prinzipiellen Aufstellungen zu finden, während sie in Wirklichkeit nur persönliche Gründe gehabt hat; nämlich eine ungerechte Entscheidung des Parteitages.

Wir können dem Unsinn fast Satz für Satz nachspüren, auch kein einziger vernünftiger Gedanke findet sich in den beiden Zitaten.

„Der Klassenkampf ist ein rein ökonomischer und kann demgemäß nur auf ökonomischem Gebiet ausgekämpft werden.“

Das „demgemäß“ begründet gar nichts; daß ein ökonomischer Kampf nur auf ökonomischem Gebiet ausgekämpft werden kann, ist einfach eine Behauptung, für welche statt eines Beweises ein „Demnach“ geliefert wird. Ebenso gut kann man schließen: „der Verfasser versteht nichts von der Sache und kann demgemäß auch nichts darüber schreiben.“ Nun, er thut's doch, und ebenso wird der ökonomische Kampf doch auf andern Gebieten ausgekämpft. Um es logisch-schulgemäß auszudrücken, liegt hier eine falsche Sphärenvergleiche vor.

„Hier stehe sich Kapital und Arbeit Auge in Auge gegenüber“, richtig; das folgende aber scheint wieder in einer Art Kausalzusammenhang dazu gedacht zu sein. „Hier allein ist es der Arbeiterklasse möglich, dem Kapital Widerstand zu leisten“, wo denn das „allein“ fälschlicherweise eingeschwärzt wäre. Wie der Zusammenhang gedacht ist, ist übrigens egal, denn der Arbeiterklasse ist es eben glücklicherweise möglich, dem Kapital auch noch an verschiedenen anderen Stellen Widerstand zu leisten, die man bei leichtem Nachdenken aufzählen kann.

Daß die Arbeiter sich durch die Streiks nicht vor der Degeneration bewahren können, sieht Jeder, der Augen hat, und sich nicht mit ausgebehten Theorien begnügt. Bekanntlich haben die Streiks die unangenehme Eigenschaft, daß sie nicht immer erfolgreich sind, und zwar sind sie durchschnittlich nicht erfolgreich bei absteigender geschäftlicher Konjunktur, wo sie zur Abwehr von Lohnerabsetzung angewendet werden. So kommt es, daß selbst die bestorganisierten Arbeiter sich nicht vor der Degeneration schützen können, wenn nicht anderweitige günstige Verhältnisse mitspielen. Das zeigt ein Blick auf die Krankenkassenstatistiken.

Mit Hilfe der Streiks den Bourgeois Furcht vor dem „rothen Gespenst“ einjagen kann man ja allenfalls, wie der Verfasser wünscht. Diese Furcht pflegt sich aber merkwürdigerweise nicht in Konzessionen zu äußern, sondern in der Verhängung des Belagerungszustandes, dem Zusammenziehen von Militär und so fort.

Bei den Streiks dämmert in den Köpfen der Bourgeois der Gedanke auf, wie fürchterlich ohnmächtig sie sind trotz ihrer riesigen ökonomischen Mittel, wenn die Arbeiter einmal der Produktion ein gebieterisches Halt zurufen. Wie gemüthlich! Der Klassenkampf erscheint als das reine Schäferspiel. Die Arbeiter schlagen die Arme unter und sagen: wir wollen nicht mehr, und dann gehen die hartgesotteten Bourgeois in sich, kriegen Angst und bewilligen den sozialen Staat. Schade, daß die Wirklichkeit gröber ist. In Wirklichkeit nämlich schicken sie Soldaten mit geladenen Flinten hin und lassen so lange schießen, bis die Arbeiter ruhig sind und wieder an die Arbeit gehen. Der Weltstreik ist die alberste Idee, die ein ganz verfahrenes Dogmatiker aushecken kann. Wenn man die politischen Machtmittel und das Heer nicht in der Hand hat, dann ist es unmöglich, und wenn man das hat, dann ist es unnötig.

Das Kapitalistie ist aber der Gedanke, daß die Streiks mit den Kartellen und der Kapitalkonzentration zu nehmen sollen.

Bei nur einigem Nachdenken wird man einsehen, daß die Streiks desto erfolgreicher sind, je weniger, und desto weniger erfolgreich, je mehr das Kapital konzentriert ist. Die Kapitalisten fühlen sich viel schwerer solidarisch den Arbeitern gegenüber, wie die Arbeiter den Kapitalisten gegenüber, weil die Arbeiter bei dem Verlust ihrer Mitarbeiter selbst verlieren, und die Kapitalisten bei dem Verlust ihrer Mitkapitalisten gewinnen. So lange es nun viele Unternehmer in einer Branche giebt, wird Jeder aus Konkurrenzneid den Streik für sich auszunutzen suchen, indem er Arbeit wegknappt und so fort. Dadurch werden schließlich Alle zum Nachgeben gezwungen. Ist aber die Kapitalkonzentration so weit fortgeschritten, daß nur noch einige wenige große Unternehmer existieren, so kommen diese leicht unter einen Hut. Da keine Kleinen mehr zu verspeisen sind, so würde ein Konkurrenzkampf Alle zum Ruin bringen. Man vereinigt sich also zu gemeinsamem Widerstand, befehligt die Führer der Arbeiter und so fort. Ihren Gipfel erreicht diese Entwicklung im Kartell. Wenn die Arbeiter streiken, so läßt man sie eben so lange streiken, wie sie wollen. Mögen sich unterdessen die Aufträge häufen — sie laufen ja nicht fort, die Konsumenten sind ja auf das Kartell angewiesen. Schließlich geht den Arbeitern das Geld aus und sie müssen schon wieder kommen; dann wird mit Hilfe von Ueberstunden u. s. w. das während des Streiks veräumte bald wieder nachgeholt. Der Schaden, der in diesem Fall ein Streik den Unternehmern zufügen kann, ist ganz minimal und setzt sich aus dem Verschleiß der ruhenden Maschinen und dem Entgehen von einigen Aufträgen zusammen, welche durch eine kleine Einschränkung des Konsums verursacht ist.

Also gerade im Gegentheil: der Streik wird mit fortschreitender kapitalistischer Entwicklung immer wirkungsloser. Und dabei ist noch gar nicht in Betracht gezogen, daß gleichzeitig die Machtmittel des Staates immer stärker werden!

Der Streik als „politisches Machtmittel“ ist einfach Konfess.

Und das soll „radikaler Sozialismus“ sein? Tant ça bruit pour une omelette!

Nein, der Klassenkampf kann nur auf politischem Gebiet ausgelämpft werden, und deshalb müssen die Arbeiter vor allem suchen, die politische Macht zu erhalten. Wie im Einzelnen dieser Kampf sich späterhin zu spielen wird, kann man noch nicht prophezeien, da wirken zu viel Faktoren mit. Jedenfalls können wir jetzt nichts weiter thun, als unsere Anschauungen zu verbreiten, die Leute aufzuklären und zu organisieren.

### Nachmals: „Angelegte Eier“.

Zur Erwiderung.

Wenn unser ganzes Reden und Schreiben einen Zweck und Nutzen haben soll, so doch vor Allem den, immer mehr Aufklärung zu verbreiten, die ökonomische und politische Einsicht der Zuhörer und Leser zu ver-

mehren, dadurch auch ihren Eifer und ihre Befähigung, die Lehren unserer Partei in immer weitere Kreise der Bevölkerung zu tragen und im persönlichen wie öffentlichen Meinungsaustausch thatkräftig und überzeugend zu begründen. Zu diesem Zwecke muß unsere Lehre auf solidem Fundamente, auf breiter unerschütterlicher Basis ruhen. Dazu gehört aber nicht nur, daß wir wissen, wie die gesellschaftlichen Einrichtungen nicht sein sollen, sondern dazu ist auch nötig, daß sich die große Masse der Parteigenossen ein möglichst klares Bild von denjenigen gesellschaftlichen Verhältnissen machen kann, welche wir anstreben. Immer nur zu demonstrieren, wie verbesserungsbedürftig oder unhaltbar die vorhandenen Einrichtungen in Staat und Gesellschaft sind, ohne sich die Mühe zu geben, radikale Reformen vorzuschlagen, resp. die praktische Ausführbarkeit unserer großen Forderungen auch nur einigermaßen, nur ganz nothdürftig spezifiziert, nachzuweisen, ist weder wissenschaftlich und logisch, noch politisch und taktisch zu rechtfertigen. Ein solches thörichtes Verhalten kann im Endresultate den Interessen unserer Partei nicht entsprechen, sondern nur dazu führen, daß wir — und zwar mit Recht — zum Gespötte der Gegner und der großen Masse der Indifferenten werden und daß die eigentliche engere Partei neben einem kleinen Stamme unerschütterlich zur alten Fahne stehender Genossen auf eine verhältnismäßig kleine Menge derjenigen Leute beschränkt bleibt, die einige Jahre hindurch unsere Versammlungen und Vereine füllten und unsere Zeitungen lesen, um sich dann wieder abzuwenden, Andern Platz zu machen, in der großen Masse der Indifferenten unterzutauchen und höchstens bei den Wahlen ihre Stimmen für uns abzugeben.

Die Uebelstände der bestehenden „Ordnung“ sind nachgerade aller Welt bekannt und man könnte sich fast wundern, daß nicht längst wenigstens die Hälfte des Volkes auf Seite der Sozialdemokratie steht. Lohnarbeiter und Kleingewerbetreibende der Städte, wie Arbeiter und Kleinbesitzer der Dörfer — alle leiden unter dem Druck des Kapitalismus und der sonstigen Bedingungen der Volkswohlfahrt. Wenn wir als Menschen, als höchst entwickelte Wesen, nun nicht zu sagen wissen, wie es besser zu machen ist, sondern nach der Art und Weise gewisser scholastisch-orthodoxer Hohlköpfe die gebrauchten Lauben von der „Entwicklung“ warten, resp. auf die ideale Kapitalkonzentration und dergl. harren und hoffen, so können wir nur ruhig mit unserer ganzen vielgerühmten Wissenschaftlichkeit einpacken; an der Entwicklung werden wir — als Entwicklungsaffen notabene — dadurch nicht das Mindeste ändern oder verschlimmern.

Ich halte es mit fast allen meinen Freunden in der Partei für unbedingt nothwendig und nützlich für die Konsolidierung unserer Partei und ihrer Macht, daß wir uns neben der Kritik des Bestehenden mehr und mehr auch damit befassen, aller Welt, den Gegnern, den Indifferenten, wie den eigenen Genossen zu lehren, wie es möglich wäre, gesellschaftlich geregelte Produktion mit der persönlichen und politischen demokratischen Freiheit in Einklang zu bringen, wie die Sozialisierung der Verhältnisse praktisch zu verstehen und durchzuführen ist, ferner was an Stelle der drückenden und verhassten Zustände in den verschiedenen Gebieten, im Militär- und Steuerwesen, in den Angelegenheiten des Unterrichts, des Eigenthums, des Wohnungswezens u. s. w. zu setzen wäre u. s. w. Darum habe ich das Buch geschrieben. Ich war bestrebt, hier einen kräftigen Anstoß zu geben und an meinem Theil der Weiterbildung unserer Anschauungen zu dienen. Ich hoffe, das Buch wird, wenn auch langsam, seine Wirkung thun.

Mein Buch bereitet gegen meine Absicht viel Aerger; heftig und leidenschaftlich wird es bekämpft — zur stillen oder offenen Freude unserer Gegner. Dr. Friedländer hat sich dazu verstiegen, mich in einem Berliner Verein einen Sozialbureaukraten und reaktionären Staatssozialisten zu schimpfen, obgleich ihm die Seiten 61, 156, 171, 181, 208 u. s. f. und andere meines Buches etwas Anderes lehren können. Die „Volktribüne“ nennt es „angelegte Eier“, wenn dem bloßen Gerede der Gegner, daß unsere großen Forderungen unerfüllbar seien, entgegengetreten wird. Wem man damit eigentlich den größten Gefallen thut, darüber kann bei einigem Nachdenken kein Zweifel aufkommen. Wenn die Sozial-

demokratie zum Selbstmord schreiten würde, wäre der Jubel im Lager der Feinde unermeßlich. Wollen wir Sozialdemokraten uns nicht mit ungelegten Eiern beschäftigen, so wäre das gleichbedeutend mit politischem Selbstmord. Denn was sind nicht alles „ungelegte Eier“? Nur wenige Beispiele:

Mit „ungelegten Eiern“ befassen wir uns, wenn wir Programme darüber zusammenstellen, was wir anzu streben haben.

„Ungelegte Eier“ sind es, was wir Umgestaltung der seitherigen Produktion in sozialistische nennen. „Ungelegte Eier“ sind es, was wir unter Beseitigung des Privateigenthums an Produktionsmitteln verstehen.

„Ungelegte Eier“ sind Einrichtungen, wie der achtstündige Normalarbeitstag; „ungelegte Eier“ sind alle Gesetze, welche zum Schutze der Arbeitskraft gegen schrankenlose Ausbeutung erstrebt werden.

„Ungelegte Eier“ sind bei uns die Einrichtungen der Volkswehr und die Abschaffung der stehenden Heere.

„Ungelegte Eier“ sind alle Forderungen, deren Erfüllung von der Zukunft erwartet wird und im Schooße der Zukunft liegt. Selbst die Aufhebung der Getreidezölle ist für uns noch eins von den „ungelegten Eiern“.

„Ungelegte Eier“ sind vor Allem die vollendete Kapitalkonzentration, der Weltkrieg und vieles Andere, von welchem Manche die Erlösung erwarten.

„Ungelegte Eier“ sind alle Vorgänge, alle Verhältnisse und Einrichtungen, die erst noch kommen sollen, alle Erfüllung von Wünschen sozialer Umgestaltung, wie sie die Zukunft bringen soll.

Um alle diese „ungelegten Eier“ muß sich das arbeitende Volk kümmern; die Noth, die Unfreiheit, die Knechtschaft aller Formen zwingt es dazu. Wir würden uns als sozialdemokratische Partei selbst umbringen, wenn wir uns nicht mehr um ungelegte Eier kümmern wollten.

Wir müssen uns klar werden, daß unsere Aufgabe als Partei nicht bloß ist, wie der Verfasser der „ungelegten Eier“ meint, Gegenwart und Vergangenheit zu studieren und der „Entwicklung“ mit „wissenschaftlichem“ Interesse zuzugaffen, sondern unsere Aufgabe ist vor Allem auch, zu agitieren, für ungelegte Eier zu agitieren und zum Zwecke nachhaltiger Agitation dem Volke zu zeigen, wie die namenlose Unordnung, der Kampf Aller, das Elend und die Noth zu beseitigen, die Uebelstände, die alle Welt füllt, zu vermeiden sind. Das muß aber praktisch und im Einzelnen, verständlich für das Volk, gezeigt werden, nicht mit hohlen Hinweisen auf nebelhafte Idealgebilde, auch nicht mit Hinweisen auf die unbekannt entwickelte, welche die bestehenden kapitalistischen und fiskalischen Verhältnisse nehmen würden, wenn eine entschlossene Initiative des Volkes fehlte. Es ist das unsere Aufgabe auch im Interesse der Vergrößerung und Festigung unserer Partei, weil sonst zahllose denkende Volksgenossen auf den Gedanken kommen müßten, daß wir trotz unserer vielgerühmten Wissenschaft absolut unfähig seien, etwas Besseres an die Stelle der millionenfach verfluchten Zustände zu setzen, daß unsere Hinweise auf „Entwicklung“ und fragwürdige Paradiese der Zukunft lediglich Neußerungen unserer Verlegenheit darstellten.

Freilich kann man auch diese fragwürdigen Paradiese recht hübsch ausputzen; die Ausmalung ist sehr leicht. Was ist z. B. leichter zu beweisen, als daß mit der Aufhebung alles Privateigenthums alle Spitzbuben und mit der Einführung völlig freier Liebe alle Ehebrecher verschwinden?

Ich glaube es den Lesern der „Volktribüne“ schuldig zu sein, die „ungelegten Eier“ nicht mit Stillschweigen zu übergehen, obgleich ich dazu sehr geneigt war. Der Sozialdemokrat hat eben auch gewisse Pflichten zu erfüllen und persönliche Stimmungen dürfen oder sollen ihn dabei nicht wandeln machen. Die Hoffnung, daß schließlich Vernunft und Einsicht über die Unvernunft und Tollheit siegen werde, ist seine Stütze.

Mit bestem Gruß an die Redaktion und alle Leser der „Volktribüne“.

Liegnitz, 8. Dezember.

Oswald Köhler.

## Meerschamm-, Bernstein- und Elfenbein-Waaren.

Spezialität: Portraits bewährter sozialistischer Führer (Kassals, Marx u. A.), in Cigarrenspitzen, Pfeifenköpfen, Schlippsadeln, Manchettenknöpfen, Stöcken und Brochen, Büsten. en gros, en detail.

B. Günzel, Brunnenstraße 157, am Rosenthaler Thor.

Als passendes Weihnachtsgeschenk empfohlen:

## Berliner Arbeiter-Bibliothek

Sammlung sozialpolitischer Flugschriften.

zu herabgesetzten Preisen.

- I. Serie, 12 Seite, komplet 1 Mark (enthält u. A.: Nutzen der Gewerkschaften, Frauenfrage, Hausindustrie, soziale Frage auf dem Lande, internationaler Arbeiterschutz, französischer Sozialismus u. s. f.)
- II. Serie, 14 Seite, komplet 1,65 Mark (enthält u. A.: Antifemtinismus, Bodenreform, Gewerbergerechte, Unentgeltlichkeit der Lehrmittel, Dreiklassenwahl, Preussische Volksschul-Zustände, Dünende London, die Kämpfe der Buchdrucker, die Gründung des Deutschen Reiches u. s. f.)

Kolporteur gesucht — hohen Rabatt.

Zu beziehen durch alle Kolporteurs, die Expedition des „Vorwärts“, sowie die Expedition der „Berliner Arbeiter-Bibliothek“, Berlin SO., Elisabeth-Ufer 55.

Verantwortlicher Redakteur: J. S. J. Cimm, Berlin. — Verleger und

## Adolph Kehr.

Genossen empfehle mein Hutgeschäft. Arbeite nur mit Fabrikanten, welche sich der Kontrollmarken deutscher Hutmacher angenommen haben. Köpenickerstraße 128.

### Gratweil'sche Bierhallen

77-79. Kommandantenstrasse 77-79.

Heute sowie täglich:

Auftreten der

### Hamburger Gaudebrüder

Konzert- und Kuppelänger, Anfang Wochentags 7 1/2 Uhr, Sonntags 6 Uhr. Entree: Wochentags 10 Pf., Sonntags 25 Pf.

Empfehle meinen berühmten Mittagstisch à la Duval, 3 Regelmahnen, 6 Billards, 2 Säle.

### Cigarren eigener Fabrik

von Heinr. Bräuer, Reichenbergerstr. 143. Freunden und Genossen bestens empfohlen.

## Hut-Fabrik

1. Geschäft: Blücherstraße 11, 2. Geschäft: Dresdenerstraße 123 (zwischen Oranienplatz und Rottbuscher Thor).

### Wilhelm Böhm.

Sämtliche Hüte mit Kontrollmarken. Lager in Schirmen und Fetzschuben.

### Kranzbindererei u. Blumenhandlg.

von

### J. Meyer

Berlin SO., Wienerstraße 1, (in der Ecke bei der Rantaußelstraße). Bekannte Preise. Auch Versandt. Pünktlich und gut. Fernsprecher, Amt IX, 9482.

Drucker: Maurer & Dimmig, beide n Berlin SO., Elisabeth-Ufer 55.

## Die kranke Lise.

Weihnacht! die kranke Lise schreitet  
Durch's Faubourg hin in banger Flucht,  
Sie hat zu Haus kein Bett bereitet  
Für ihres Leibes erste Frucht.  
Wohl manches prunkt im Fürstensaale,  
Den stolzer Kerzen Glanz erhellet —  
March, Lise, weiter, zum Spitale!  
Dort kommt das Volk zur Welt.

„Mein armer Weber mag nur zetteln,  
Sein Fleiß und Schweiß — was helfen sie?  
Das Volk muß Sarg und Wiege betteln;  
Allons, enfant de la patrie!  
Kind, dem sie unter meinem Herzen  
Die Lust am Leben schon vergällt,  
Geduld, bis wir im Haus der Schmerzen!  
Dort kommt das Volk zur Welt.“

„Sie feiern heut dem Gott der Armen,  
Die reichen Herrn, ein Freudenfest:  
Doch glaubt nicht, daß sich das Erbarmen  
An ihrem Tische sehen läßt.  
Daß je in ihre Festpokale  
Der Schimmer einer Träne fällt —  
March, Lise, weiter, zum Spitale!  
Dort kommt das Volk zur Welt.“

„Du machst mir wahrlich viel Beschwerden,  
Der Liebe Kind, ich dacht' es nie;  
Das wird ein wilder Junge werden:  
Allons, enfant de la patrie!  
Für eurer Prinzen zarte Nerven  
Ist Daun' auf Daune doch geschwellt:  
Ich muß in einer Grube werfen —  
So kommt das Volk zur Welt.“

„Klang' noch die Trommel unserm Ohre  
Und war' noch eine Fahre rein:  
Der Lappen einer Tricolore,  
Er sollte deine Wundel sein;  
Du wärst getauft, eh' seine Schaafe  
Ein Wasse dir zu Häupten hält —  
March, Lise, weiter, zum Spitale!  
Dort kommt das Volk zur Welt.“

„Wer wird so ungestüm sich melden?  
Mein kleines Herz, was suchst du die?  
Nur noch zum Grabe jener Welden!  
Allons, enfant de la patrie!  
Dort seh' ich in des Fräuleins Helle  
Die Julisäule aufgestellt —  
Und nieder sank sie auf der Schwelle; —  
So kommt das Volk zur Welt!“

## Bei Tisch.

Von François Copée, übersetzt von E. A.

Die Gesellschaft war bereits vollzählig versammelt; der würdige gräfliche Kammerdiener in seinem weiten Silet, mit dem gravitätischen, rothen, von einem weißen Badenbart umrahmten Gesichte, ein leibhaftiger englischer Pair, öffnete eben die Thürflügel des Salons und meldete mit einer Bassstimme, die ebenso sonor als respektvoll klang: „Es ist servirt“. Da legten die Herren die Hüte auf den Vorsprung der Pfeilertischchen, die vornehmsten Gäste boten den Damen ihren Arm, und alle begaben sich in den Speisesaal, schweigend, wie bei einer Prozession. Wie glänzte das Tafelgeräth, welche Fülle von Blumen und Licht! Jeder Geladene fand ohne Mühe seinen Platz; sobald er seinen Namen auf der glacierten Karte gelesen hatte, schob ihm ein dicker Lakai in seidnen Strümpfen einen weichen, gepolsterten Stuhl, mit der gestickten Grafenkrone geziert, leise nach.

Vierzehn Gäste, nicht mehr: vier junge Frauen, in stark dekolletirten Kleidern, und zehn Herren aus den Kreisen der Aristokratie des Blutes oder des Verdienstes. Alle trugen an diesem Abende ihre sämtlichen Orden, zu Ehren eines fremden Diplomaten, der zur Rechten der Hausfrau saß.

Ganze Büschel kleiner Orden drängten sich an den Knopflöchern; unter den Umschlägen von zwei oder drei Fräden glänzten diamantene Großkreuze. Ein schweres Kommandeurkreuz an rothen Seidenband breitete sich auf dem steifen Vorhänge eines Generals aus. Die Damen hatten ihrerseits alle Herrlichkeiten ihrer Schmuckkästchen aufgestellt.

Eine elegante, andererseits Gesellschaft. Eine Atmosphäre des Wohlbehagens in diesem hohen, gut temperirten, reich geschmückten Saale. In den 4 Wandfüllungen befanden sich Stillleben in dem Prunkstyle von ehemals, in denen Früchte, Wildpret und allerlei Lebensmittel durcheinander lagen. Die Bedienung geschah ohne Geräusch, es schien, als ob die Diener auf den dicken Teppichen nur dahinglitten. Der Mundschent lispelte den Gästen die Namen der Weine vertraulich ins Ohr, wie, wenn er ihnen ein Geheimniß entdeckte, von dem ihr Leben abhinge.

Gleich bei der Suppe, einer fetten, nahrhaften Kraftbrühe, welche den Magen mit Kraft und Jugend erfüllte, begann das Gespräch zwischen den Tischnachbarn.

Zweifellos waren es erst die gewöhnlichen Gemeinplätze, welche halblaut ausgetauscht wurden. Aber welche Höflichkeit in den einfachsten Bewegungen, welches Wohl-

wollen in Blick und Lächeln. Uebrigens gleich nach dem Chateau Yquem begann der Wig zu sprühen.

Die Männer waren zum großen Theile alt, zum mindesten sehr reif; alle an Rang oder Talent hervorragend, sie hatten viel gelebt, waren reich an Erfahrung und Erinnerungen, sie waren für die Konversation wie geschaffen und die Gegenwart schöner Frauen löbte ihnen den Wunsch ein, zu glänzen und regte ihren Wig zu launigen Wortgefechten.

Kleine Scherzworte flogen, helle Geistesblitze fuhren dazwischen. Es bildeten sich Unterhaltungszentren zwischen zwei, drei Personen. Ein berühmter Reisender mit bronzefarbenem Teint, der erst kürzlich aus einem entlegenen Theil der Wüste zurückgekommen war, erzählte seinen beiden Nachbarn von einer Elephantenjagd, ohne jede Prahlerei, mit einer Ruhe, als hätte es sich darum gehandelt, auf Hasen zu zielen, anstatt auf Elephanten.

Etwas weiter oben neigte sich das feine Profil eines berühmten Gelehrten heiter zur Gräfin, welche lächelnd zuhörte; sie war sehr schlank und sehr blond, hatte junge erstaunte Augen, ein herrliches Smaragd Halsband um den schönen Nacken und eine Mütze, wie die Venus von Medici.

Dieses luxuriöse Mittagessen versprach auch entschieden amüsant zu werden. Die Langeweile, dieser nur allzuhäufige Gast bei den Festen der großen Welt, sollte nicht dazu kommen, sich an diesen Tisch zu setzen. Diese Glücklichen sollten eine löbliche Stunde verbringen und mit allen Sinnen schweigen können.

Am selben Tische, an seinem äußersten Ende, an dem becheidensten Plage, saß stillschweigend ein noch junger Mann, der am wenigsten Beachtete, der Geringste von allen Anwesenden, ganz hingeeben seiner Einbildungskraft und Träumerei, einer jener querköpfigen Gräbler, die etwas von Philosophen und Dichtern an sich haben. Durch das Ansehen seines Künisterrufes in der hohen Gesellschaft zugelassen, ein Aristokrat von Natur, aber ohne Eitelkeit, aus dem Volke hervorgegangen und es nicht vergebend, jog er wohlkühlig an dieser Blume der Zivilisation, welche die gute Gesellschaft heißt. Er fühlte mehr und besser als irgend ein Anderer, wie viel Alles in dieser Umgebung: der Reiz der Frauen, der Geist der Männer, das glänzende Tafelgeschirr, die Einrichtung des Saales, bis auf den sammetartig schimmernden Weißwein, mit dem er eben seine Lippen neigte, wie all' dieses felt und gewählt war, und er freute sich, daß ein Zusammentreffen so lebenswürdiger und harmonischer Dinge existirte. Es war ihm, als wäre er in eine Fluth von Optimismus getaucht. Er fand es schön, daß es wenigstens irgendwo, wenigstens einigemal, in dieser traurigen Welt, einigermaßen glückliche Wesen gab.

Woher sie dem Mitgefühl zugänglich waren, miltthätig — und sie waren es ja sehr wahrscheinlich, diese Befriedigten — wen störten sie, welchen Schaden richteten sie an?

O welch' schöner tröstlicher Wahn, zu glauben, daß diesen das Leben Gnade widerfahren lasse, daß sie immer oder fast immer diesen sanften, heiteren Ausdruck im Blick, dieses halb erschlossene Lächeln auf ihren Lippen behalten werden, daß sie so viel wie möglich die dringenden und entehrenden Nothdürftigkeiten, die verächtlichen Gebrechen aus ihrer Existenz verdrängen würden.

Derjenige, welchen wir den Träumer nennen wollen, war eben hier bei seinen Betrachtungen angelangt, als der Diener, der großartige Diener feierlich vom Buffet kam; er trug eine große silberne Schüssel, worauf eine Butte von sabelhafter Größe lag, eine jener phänomenalen Fische, wie man deren auf alten Bildern sieht, welche die Fischerei darstellen, oder noch in der Auslage von Chevet, vor der eine Reihe erstaunter Gassenjungen ihre Nasenspitzen gegen die Auslagefenster drücken.

Man servirte.

Als aber der Träumer vor sich, auf seinem Teller ein Stück dieser riesigen Butte liegen sah, da rief der leichte Seegeruch in seiner Vorstellung, welche zu raschen Ideenassoziationen leicht geneigt war, einen Winkel der Bretagne Küste in die Erinnerung, ein mehr als armeliges Fischerdorf, wo er sich im vergangenen Herbst bis zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche verspätete, und wo er dem furchtbaren Wellenschlag des Meeres gelauscht hatte. Er erinnerte sich plötzlich jener fürchterlichen Nacht, wo die Barke nicht landen konnte, jener Nacht, die er am Nolo bei einer Gruppe von bestürzten Weibern verbrachte. Aufrecht stand er dort, der Sprühregen floß ihm über das Gesicht, der Wind schien ihm die Kleider vom Leibe reißen zu wollen. Welches Leben führen diese armen Leute! Wie viele Wittwen gab es dort unten, alte und junge, welche für immer das schwarze Umschlagetuch trugen.

Schon beim Morgengrauen machten sie sich mit einem Haufen Kinder auf den Weg, um ihr Brot zu verdienen. Oh: Nichts als Brot! Sie arbeiteten in dem ekelstreichenden Geruch von warmem Del, in der Sardinerie.

In seiner Erinnerung tauchte wieder die Kirche auf, die das Dorf beherrschte, in der Mitte der Felsenküste; ihr Kirchturm war weiß angestrichen, um den Schiffen,

welche aus offener See kamen, den Durchgang zwischen den Sandbänken zu bezeichnen; dann sah er auch wieder im niedrigen, von magern Schafen abgeweideten Grase des Friedhofes die Grabsteine, auf welchen sich so oft die düstere Inschrift wiederholte: auf dem Meere gestorben.

Diese riesige Butte hatte den feinsten, köstlichsten Geschmack, und die Krabbenauce, mit der sie gewürzt war, bewies, daß der Koch des Herrn Grafen im Café Anglais in die Lehre gegangen war und von diesen Studien Nutzen gezogen hatte. Denn bei diesem Punkte ist unsere verfeinerte Zivilisation angelangt, man erwirbt seine Grade der Kochkunst; es giebt Doktoren für das Braten- und Abiturienten für das Saucensach.

Alle Gäste aßen lebhaft mit zarten Bewegungen, aber der gute Ton und die Gewohnheit exquisiter Kost ließ sie nichts zu Gunsten des außergewöhnlichen Gerichtes offenbaren.

Der Träumer hatte keinen Appetit mehr. Er war im Gedanken noch bei den Brethern, bei den Leuten des Meeres, welche diese herrliche Butte vielleicht gefangen hatten.

Er erinnerte sich jenes darauffolgenden regnerischen, grauen Morgens, wo er neben den schweren, bleifarbenen Meereswogen spazierte und den Leichnam des alten Fischers, des Familienvaters, welcher vor drei Tagen im Meere verschwunden war, dieses grausige Ueberbleibsel, das in Seegras und Meereschaum gestrandet war, wieder erkannt hatte. Es war herzzerreißend, seine grauen, schwimmenden Haare voll Sand und Muscheln zu sehen.

Ein Schauer durchfuhr sein Herz.  
Aber die Diener hatten bereits die Teller entfernt und jede Spur des mächtigen Fisches verschwinden gemacht. Während man ein anderes Gericht servirte, hatten diese eleganten, frivolen Essernden bereits ihr Gespräch wieder aufgenommen. Der Hunger war schon ein wenig gestillt, sie wurden lebhafter und sprachen mit mehr Ungezwungenheit.

Munteres Lachen ertönte.  
Ah! die reizende, lebenswürdige Gesellschaft.

Da packte den Träumer, den schweigenden Gast, eine unendliche Traurigkeit; denn Alles, was an Arbeit und Schmerz nöthig ist, um das Bequeme, das Wohlbehagen zu schaffen, tauchte plötzlich vor seiner Vorstellung auf.

Nur um zu ermöglichen, daß diese Leute von Welt, mitten im Dezember, bloß im dünnen Frack sein, damit diese Damen ihre bloßen Arme und Nacken zeigen konnten, verbreitete die Luftheizung im Zimmer die Wärme eines Frühlingmorgens. Aber wer hat die Kohle herbeigeschafft? Der Verdammte aus dem schwarzen Lande, der unterirdische Arbeiter, welcher in der Hölle der Kohlengruben lebt. Wie weiß, wie frisch ist doch die Haut jener jungen Dame, die so siegreich aus dem rosa Atlas hervorleuchtet! Aber wer webte diesen rosa Atlas? Die menschliche Spinne in Lyon, der Hausweber, der immer bei seiner Arbeit in den verseuchten Häusern des „Croix Rousse“ sitzt.

Sie trägt zwei herrliche Perlen in ihren winzigen Ohren, diese junge Dame. Welche Pracht, welche schimmernde Durchsichtigkeit, welche vollendete Form! beinahe kugelförmig. Die Perle, welche Kleopatra geschluckt, nachdem sie dieselbe in Essig aufgelöst hatte, und die 10 000 Sesterzen werth war, konnte nicht reiner gewesen sein.

Aber weiß die junge Dame, daß dort, weit weg, in Ceylon, auf den Perlausterbänken von Arippo und Coatatchy die Hindu von der Indischen Kompagnie heldenhaft über 12 Klaster in die Tiefe tauchen, einen Fuß in dem schweren Stegblügel, der sie zum Grunde zieht, in der linken Hand ein Messer, um den Haifisch zu bekämpfen? Aber was! Man ist schön und gefallsüchtig, der Speisesaal ist warm und wohlriechend, man kann dort halb nackt, sehr geschmückt speisen und mit seinem Nachbarn kokettiren. Welchen Zusammenhang, frage ich Sie, kann man mit dem düstern Arbeiter haben, der 50 Kilometer unter der Erde schanzte? Mit einem vor seinem Webstuhl steif gewordenen Weber? Mit einem Wilden, der in's Meer springt und es bisweilen mit seinem Blute röthet? Warum sollte man an so traurige, garstige Dinge denken?

Welche Abgeschmacktheit!

Doch der Träumer wird von seiner fixen Idee verfolgt. Seit einer Weile zerbröckelt er mechanisch, ohne darauf zu achten, ein Stückchen des kleinen, goldgelb gebadenen Weißbrotes, das neben seinem Teller liegt. Oh! das ist ein nichts sagendes Phantasie-Nahrungsmittel bei solch einem Mahle. Man muß unwillkürlich an das naive Wort jener großen Dame denken, welche zu der unglücklichen Brotlosen sagte, „warum sie keinen Kuchen essen?“ Aber dieser schöne Kuchen ist doch auch Brot, Brot, das aus Mehl bereitet wurde, und dieses wieder ist aus Korn gemacht. Mein Gott ja, ja — es ist kurzweg Brot, Brot wie das des Bauern, wie das Kommissbrot des Soldaten. Damit es aber dahin, auf den Tisch des Reichen kommen konnte, bedurfte es der geduldigen Arbeit

vieler Arme. Der Bauer hat gepflügt, gesät, geerntet, er hat seinen Pflug in der fetten Erde fortgeschoben oder seine Egge geführt unter den kalten Nadeln des Herbstregens. Er ist voll Sorgen um sein Feld erwacht, wenn es in der Nacht donnerte; er hat gezittert, wenn er die schweren violetten Wolken mit Hagel beladen vorüberziehen sah; er wurde ausgedörrt und abgebrannt von den erschöpfenden Strapazen der riesigen Arbeit der Erntezeit.

Und wenn der alte Müller vom Rheumatismus halb gekrümmt, den er von den Nebeln am Flußufer erwachte, sein Mehl nach Paris geschickt hat, dann tragen die Lastträger mit den weißen Hüten die erdrückend schweren Säcke auf ihrem breiten Rücken, und noch in der verfluchten Nacht haben im unterirdischen Raum die Teufelkneiter bis zum Morgenrauen geächzt. Ja wahrlich, all dieser Mühen hat es bedurft, dieses kleine Brot, das die weißen Hände dieser Patriarchen zerstreut auseinanderbrechen, herbeizuschaffen. Für den unverbesserlichen Träumer ist dies nun eine Zwangsvorstellung. Die Feinheiten des Gastmahles gemahnen ihn an nichts anderes, als an die menschlichen Leiden. Gerade vorhin, als ihm der Mundschmelz ein Glas Chamberlain einschenkte, hatte er sich dabei erinnert, daß gewisse Glasarbeiter durch das fortwährende Flaschenblasen lungenschwindsüchtig werden! Ach was! Das ist lächerlich. Er weiß wohl, daß die Welt so beschaffen ist. Ein Nationalökonom würde ihm ins Gesicht lachen. Wollte er am Ende gar Gefahr laufen, Sozialist zu werden? Es wird ja immer Reiche und Arme geben, so wie es immer Gutgewachsene und Budelige giebt. Uebrigens, die Glücklichen, die er vor sich sieht, sind es nicht ungerechter Weise. Das sind nicht gewöhnliche Anbeter des goldenen Kalbes, egoistische, gemeine Emporkömmlinge.

Der Großgrundbesitzer, der bei der Tafel präsidiert, trägt mit Ehre und Würde einen Namen, der mit allen Rufem Frankreichs verbunden ist. Dieser graubärtige General ist ein Held; er hat mit dem Muth eines Marat Rezonville gestürmt. Der Maler, dieser Dichter haben treu der Kunst und Schönheit gedient. Dieser Chemiker, der sein Leben als Apothekerjunge begann und auf den heute die Gelehrtenwelt wie auf ein Orakel hört, ist einfach ein Mann von Genie. Diese vornehmen Frauen sind freigebig und gut und mit bescheidenem Muth tauchen sie manchmal ihre zarten Finger in die Tiefe des Unglücks. Warum sollten diese außerordentlichen Wesen nicht auch außerordentliche Freuden genießen?

Der Träumer sagte sich, der sei ungerecht gewesen, das waren alte Sophismen, für einen Vorstadtklub noch gerade gut genug, die nun in seiner Erinnerung wieder erwacht waren und von denen er sich hatte befreien lassen. Ist es möglich! Er schämt sich vor sich selbst. Aber das Mädel neigt sich seinem Ende zu und während die Diener zum letzten Mal die Pokale mit Champagner füllen, tritt Ruhe ein. Die Gäste fühlen die Mäandigkeit der beginnenden Verdauung. Der Träumer sieht nun einen nach dem andern an und alle diese Gesichter haben einen blasirten, befriedigten Ausdruck, der ihn beunruhigt und anwidert. Ein dunkles, unerklärliches Gefühl — aber so bitter!

Trotzdem erhebt er im Grunde seines Herzens einen Protest gegen diese Befriedigten und als man sich vom Tischchen erhob, da wiederholte er sich hartnäckig, aber ganz leise: „Ja, sie sind in ihrem Recht! . . . Aber wissen sie wohl, daß ihr Luxus auf so vielem Elend aufgebaut ist? Denken sie manchmal daran? Denken sie so oft, als es sein sollte, daran? Denken sie überhaupt daran?“

Und auch er wurde ruhig wie sonst.

## Schweizerische Arbeiterhaushaltungs-

### budgets.

(Schluß.)

D. Z. Aehnlich wie die skizzirten Verhältnisse des Schuhmachers treten uns die der zweiten Familie, eines in einer Baseler Zigarrenfabrik beschäftigten Zigarrenfortirers, entgegen. Derselbe ist 40 Jahre alt, leidet seit Jahren an der Schwindsucht und beklagt sich über den Mangel an reiner Luft und dem Fehlen jeglicher Ventilationsvorrichtung in seinem Arbeitslokale; die tägliche Arbeitszeit beträgt im Durchschnitt 10 Stunden. Derselbe verdiente vom 1. Mai 1889 bis 1. Mai 1890 Fr. 1313,43. Die Frau verdiente mit Kleidermachen und Fledereien Fr. 321,79, beide zusammen Fr. 1635,22, wozu Fr. 278,95 „Verschiedenes“ und Fr. 0,75 „Geschenke“ kommen, wodurch das Gesamteinkommen auf Fr. 1914,92 erhöht wird. Der Werth des Inventars wurde auf Fr. 122 geschätzt. Die Familie hat ebenfalls 5 Kinder. Von den Ausgaben entfallen auf Ernährung Fr. 818,29 (= 42 pCt.); obenan steht die Milch mit Fr. 248,62, Brod Fr. 222,80, Fleisch und Speck Fr. 113,55. Für Getränke wurden Fr. 147,86 auszugeben und zwar bestand dasselbe meist in Bier, welches zum größten Theile dem Arbeiter während seiner Arbeit als Erfrischung diente. Die Wohnung beansprucht Fr. 479,55 (= 24 pCt.), Kleidung Fr. 174,19 (= 9 pCt.), Heizung und Beleuchtung Fr. 63,71 (= 4 pCt.), zusammen für alle diese Bedürfnisse 86 pCt., so daß 14 pCt. für alle übrigen Anforderungen des Lebens verbleiben. Der Zigarrenfortirer ist ebenfalls beim Grütliverein und noch bei einer zweiten Arbeiterorganisation und verausgabte für Geistespflege Fr. 10,60, Fr. 5 leistete er Streikunterstützung. Nach Herrn Landolt „betheiligt er sich lebhaft an der

politischen und gewerkschaftlichen Bewegung. Auch bei ihm machten die Sendboten der Baseler Stadtmission Belehrungsversuche, bis sie erfuhren, daß er Grütlianer ist, worauf die Bemühungen aufgegeben wurden.

Der Fall IV betrifft einen Hausindustriearbeiter der Seidenbandweberei (Geschirrmacher). Derselbe ist 46 Jahre alt und verdiente vom 1. Januar bis 1. Juli 1889 Fr. 1137,35 (während 2310 Arbeitsstunden). Der 22jährige Sohn, Ausläufer in einem Möbelgeschäft, lieferte in demselben Zeitraum Fr. 175,50 und die 20jährige Tochter Fr. 39,60, so daß die halbjährliche Einnahme Fr. 1352,45 betrug, wozu ferner Fr. 45 „Geschenke“ kamen und damit das Gesamteinkommen auf Fr. 1397,45 stieg. Der Marktwert des Inventars wurde auf Fr. 257,10 geschätzt. Von den Ausgaben entfallen Fr. 712,22 auf Ernährung (es sind außer den beiden Eltern 8 Kinder, zusammen 10 Personen) (= 53 pCt.), Getränke Fr. 35,70, Wohnung Fr. 146,30 (= 10 pCt.), Kleidung Fr. 264,23 (= 19 pCt.), zusammen 85 pCt., so daß für Heizung und Beleuchtung 5 pCt., für Steuer, Gesundheitspflege u. 15 pCt. verblieben. Mitglied einer Krankenkasse oder Arbeiterorganisation ist der Geschirrmacher nicht.

Der Fall V behandelt eine Familie mit vier erwerbenden Personen. Vater und Mutter, eine 18jährige Tochter und ein 17jähriger Sohn gehen in eine Seidenbandweberei. Eine Großmutter und 2 jüngere Kinder sind zu Hause, so daß die Familie 7 Köpfe zählt. Die Arbeitszeit der Erwerbenden beträgt pro Tag 11 Stunden. In der Zeit vom 1. April 1889 bis 1. April 1890 verdienten: der Mann Fr. 890, die Frau Fr. 633,85, der Sohn Fr. 182,80 und die Tochter Fr. 639,50, zusammen Fr. 2339,35 (Fr. 6,80 sind davon abgezogen für Arbeitshilfsmittel), wozu noch Fr. 86 „Geschenke“ kommen, so daß das Gesamteinkommen auf Fr. 2425,35 stieg (pro erwerbende Person Fr. 606). Der Marktwert des Inventars wurde auf Fr. 481,90 geschätzt. Von den Ausgaben entfallen Fr. 1167,41 auf Nahrung (= 47 pCt.), bei welcher obenan stehen Fr. 324,29 für Brod, Fr. 309,70 für Milch, Fr. 142,69 für Fleisch und Speck u., für Getränke Fr. 49,35 (= 2 pCt.), Wohnung Fr. 306,90 (= 12 pCt.), Kleidung Fr. 333,98 (= 13 pCt.), Heizung und Beleuchtung Fr. 148,70 (= 6 pCt.), zusammen 80 pCt., so daß für alle übrigen Zwecke noch 20 pCt. verbleiben. Die vier erwerbenden Personen gehören meist zwei Krankenkassen an und betragen die bezüglichen Jahresbeiträge Fr. 85,55, für Geistespflege wurden inkl. Schulausgabe Fr. 28,85 aufgewandt. Der Mann gehört auch der Arbeiterbewegung an, wozu Herr Landolt bemerkt: „Es ist bemerkenswerth, daß derselbe seine freie Zeit früher zumeist außer Hause im Wirthshause zubrachte. Seit er jedoch einer gewerkschaftlichen Organisation angehört und auch am öffentlichen Leben sich theilnimmt, hat er seine Vorliebe für das Wirthshausleben ziemlich abgelegt.“ gewiß ein schöner Beweis des sittigenden Einflusses der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung auf die Arbeiterschaft.

Fall VII behandelt eine bloß aus den beiden Ehegatten bestehende Schneiderfamilie. Der Mann arbeitet zu Hause für ein Konfektionsgeschäft, wobei ihm seine Frau ständig, d. h. mit Ausnahme der für die Hauswirthschaft erforderlichen Zeit, als Hilfskraft zur Seite steht. Beide zusammen verdienten in dem Jahre vom 1. April 1889 bis 1. April 1890 Fr. 1791,80. Das Inventar besitzt einen Marktwert von Fr. 914,65. Die Ausgaben vertheilen sich auf Nahrung 43 pCt., Wohnung 22 pCt., Kleidung 7 pCt., Getränke 6 pCt., Heizung und Beleuchtung 3 pCt.; 19 pCt. der Einnahmen verbleiben zur Befriedigung aller weiteren Bedürfnisse. Mann und Frau gehören einer Krankenkasse, sowie einer Lebensversicherung an und haben ihr Inventar mit Fr. 3000 bei der Feuerversicherung versichert. Herr Landolt klassifizirt diese Familie ihrer sozialen Lage nach als „wohlsituirirt“.

Fall IX behandelt die Familie eines Maurergesellen. Die Frau ist Näherin; es sind 4 Kinder da. Die Einnahmen betragen vom 1. Juli 1889 bis 1. Juli 1890 beim Mann: Fr. 1157,50 und bei der Frau Fr. 57,25, zusammen Fr. 1214,75. Dazu kommt eine weitere Einnahme von Fr. 195, so daß das Gesamteinkommen Fr. 1409,75 beträgt. Der Marktwert des Inventars wurde auf Fr. 277,85 geschätzt. An den Ausgaben participiren die Ernährung mit 56 pCt., Wohnung 11 pCt., Getränke 10 pCt., Kleidung 5 pCt., Heizung und Licht 5 pCt.; für Dedung der weiteren Bedürfnisse verbleiben 13 pCt. Der Mann ist bei der Unfallversicherung und Krankenkasse und politisch wie gewerkschaftlich thätig.

Der X. und letzte Fall behandelt die am günstigsten situirte Familie, die des Kommiss. Die Frau ist Näherin; Kinder sind nicht vorhanden. Der Mann ist bei der Buchhaltung eines Versicherungsgeschäftes angestellt und bezieht ein Jahresgehalt von Fr. 1700, Fr. 90 erhielt er als Provision, die Frau verdiente Fr. 200, zusammen Fr. 1990, wozu noch ein „Geschenk“ von Fr. 224,95 kam, so daß die Gesamteinnahme Fr. 2214,95 betrug. Der Marktwert des Inventars wurde auf Fr. 607,40 geschätzt. Die Ausgaben vertheilen sich: Ernährung 35 pCt., Wohnung 14 pCt., Kleidung 10 pCt., Getränke 6 pCt., Heizung und Beleuchtung 5 pCt., zusammen 70 pCt.; es verbleiben demnach für die übrigen Bedürfnisse 30 pCt. Beide Ehegatten gehören einer Krankenkasse an, ferner haben sie ihr Mobiliar mit Fr. 3000 gegen Feuergefahr versichert und außerdem ist der Mann bei

einer Lebensversicherung gegen Fr. 1000 versichert. Mann und Frau theilnehmen sich lebhaft politisch und gewerkschaftlich an der Arbeiterbewegung und besuchen gemeinschaftlich die Arbeiterversammlungen.

Um nicht allzu weitläufig zu werden, sind wir auf die Details von drei Familien, die zweier Schneider und eines Zigarrenarbeiters, nicht eingetreten.

Von den 10 Familien hatten 2 bei Beginn der Enquete selbstervorbene Sparkassenguthaben, nämlich der Kaufmann ein solches von Fr. 15 und außerdem war er im Besitz einer Aktie von Fr. 25, ferner der Bandweber (Fall V) Fr. 71; der Schneider (Fall VII) ersparte sich im Berichtsjahre Fr. 410 und ein anderer Schneider (nichtbesprochener Fall VII) hat ein ererbtes Vermögen von Fr. 1625 zinsbringend angelegt. Dagegen hat der Geschirrmacher (Fall VI) Fr. 247 und der Maurer (Fall IX) Fr. 117 Schulden.

Aus dem Abschnitt „Lebensgeschichte“ geht hervor, daß die meisten Arbeiter von ihresgleichen, von Bauern oder Kleinhandwerkern abstammen. Sämmtliche (mit Ausnahme des Falles VI) der hier in Betracht fallenden Arbeiter wuchsen in dürftigen, ja ärmlichen Verhältnissen auf.

Beinahe sämmtliche Familienväter der beobachteten Fälle theilnehmen sich, wie wir gesehen haben, eifrig an gewerkschaftlichen und politischen Leben Basels, ohne daß deswegen, wie so gerne behauptet wird, das Familienleben hierunter leidet. „Im G. gentheil, Säuer und Zänker finden sich gerade in jener Bevölkerungsdicht, welche durch ihre materielle Nothlage allmählich so weiter heruntergekommen, daß sie am öffentlichen Leben überhaupt keinen Antheil mehr nehmen und auch natürlich der Organisation nicht angehören. Bei diesen bedauernswerthen Opfern der Profitgier giebt es dann kein anderes Bedürfnis mehr, als die Befriedigung ihrer Leidenschaften . . .“

Herr Landolt faßt seine Schlussbetrachtungen in folgenden Sätzen zusammen: Wir haben in den vorstehenden Schilderungen Arbeiterfamilien in den verschiedenartigsten Verhältnissen kennen gelernt. Es handelte sich darum, ein allgemeines Bild von der Lage der Baseler Arbeiterfamilien zu entwerfen. Dieser Zweck wurde allerdings nur in gewissem Grade erreicht. Zu einer vollkommenen derartigen Darstellung hätten auch noch Fabrikarbeiter und überhaupt mehr Fälle beigezogen werden sollen. Immerhin ist der Einblick, der uns geboten wird, genügend, um deutlich erkennen zu lassen, daß ohne Zweifel ein bedeutender Theil der Baseler Arbeiterschaft in ärmlichen und nothdürftigen Verhältnissen lebt, daß sogar Hunger gelitten wird.

## An die Arbeiter aller Länder!

Bedäglich auf sich und die übrigen Arbeiter angewiesen, stehen die Arbeiter des deutschen Buchdruckgewerbes, Männer wie Frauen, im Kampfe um den Neunstundentag.

Die Buchhändler, die Zeitungsherausgeber, die großen Unternehmer der anderen Gewerbe, die Behörden, alle politischen Parteien der alten Gesellschaft haben sich verbunden, um ihnen den Sieg zu vereiteln.

Es ist der Reichtum, das große Kapital, das sich gegen die Verkürzung der Arbeitszeit aufdummt. Fast 50 Jahre lang besteht im deutschen Buchdruckgewerbe der Jeinstundentag; die Buchdruckereibesitzer wollen ihn womöglich ewig bestehen lassen, trotzdem er längst außer Einklang mit dem Bedürfnis der Arbeiterschaft gekommen ist. Eine Stunde weniger Arbeitsleistung aller beschäftigten Arbeiter bedeutet für den Arbeitslosen sichere Arbeitslosigkeit, für den Kapitalisten aber eine Stunde weniger Profit. Je schneller die Buchdruckarbeiter den Neunstundentag in ganz Deutschland durchsetzen, um so rascher werden die Arbeiter der übrigen Berufe ihrem Beispiele, folgend die Arbeitszeit gleichfalls zu verkürzen suchen. Daher die Solidarität des ganzen Kapitals, daher die tolen Lügen, mit welchen der im Dienste des goldenen Kalbes schon längst verkommene deutsche Journalismus die Buchdruckarbeiter und das mit demselben sympathisirende Publikum zu betören sucht.

Dieser verlogene Journalismus spricht von hohen, durch überlange Arbeit, durch Arbeit bis tief in die Nacht hinein erzielten Löhnen der Buchdrucker, als wären diese Ausnahmehöhne die Regel der Bezahlung für gewöhnliche Tagesarbeit, und er verschweigt, daß die deutschen Buchdruckarbeiter vom übrigen Proletariat schon längst wirtschaftlich nicht mehr trennt und daß ein großer Theil davon wegen Arbeitslosigkeit das Handwerksburschen-Elend monatelang auf der Landstraße durchkosten muß.

Nicht aus Eigennutz, wie die deutsche bürgerliche Presse läßt, hat der Buchdruckereiarbeiter die Arbeit niedergelegt. Nicht leichtsinntigerweise verließen solche, welche das ausnahmeweise Glück hatten, 5, 10, 15, 20 Jahre in einem und demselben Geschäft gearbeitet zu haben, diese ihre Arbeitsstätte. Nicht aus Uebermuth griffen Jünglinge und Männer mit grauen Haaren zur Waffe des Streiks.

Die eigennütigen, leichtsinnigen, übermüthigen und technisch unfähigen, intellektuell und moralisch verwahrlosten Elemente, diese stellten sich in den Dienst der Buchdruckereibesitzer, begingen Berrath gegen ihre eigene Klasse, deren Elend sie selbst theilen.

Nicht die Regung des Egoismus, sondern das ideale Gefühl, den arbeitslosen Kameraden Arbeit zu schaffen, gab den Buchdruckarbeitern die moralische Kraft, in den Kampf um den Neunstundentag in wirtschaftlich ungünstiger Zeit einzutreten.

Erheblich sind die Erfolge, welche bis jetzt errungen wurden. Bis heute haben über 7000 Buchdruckarbeiter den Neunstundentag durchgesetzt. Der erste Schritt, die Durchbrechung des Jeinstundentages, ist also gethan. Aber es ist eben nur der erste Schritt.

Was erreicht wurde, hat seinen Schwerpunkt in den kleinen und mittleren Druckorten. Die Hauptdruckorte, in erster Linie ein Theil Berlins, dann Leipzig, Stuttgart, München, Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Stettin u., sind noch zu erobern. Sie sind die Stütze der Großindustrie im Buchdruck und sie müssen fallen, wenn die in der Provinz errungenen Vortheile nicht wieder verloren gehen sollen.

Das erfordert Geldopfer, die auf die Dauer zu erschwingen die Buchdruckarbeiter ohne die Hilfe der gesamten Arbeiterschaft nicht im Stande sind.

Deshalb richten wir an das Proletariat aller Länder und

an alle wirklichen Freunde der Arbeiterfrage die Aufforderung, durch schnellste Veranstaltung von Sammlungen in Werkstätten, Fabriken, bei Festen, in Bekanntheit, kurz, bei jeder passenden Gelegenheit, sowie durch Anwendungen aus eigenen Mitteln die kämpfenden Buchdrucker Deutschlands zu unterstützen. Wenn jeder klaffenbewusste beschäftigte Arbeiter wöchentlich auch nur 10 Pf. x., also einen Beitrag, den wohl jeder ausnahmslos zahlen kann, für die Buchdrucker so lange spendet, als deren Zustand dauert, so müssen sie siegen, so wird das Kapital, das ohne die Arbeit Anderer sich selbst aufrichtet, nachgeben. Und nur noch wenige Wochen vermag selbst die mächtige Großindustrie des Buchdrucks und des Buchhandels den Streik auszuhalten.

Arbeiter aller Länder! An Euren Leibern, an den Leibern Eurer Frauen und Kinder spürt Ihr selbst das Elend, das der Kapitalismus über die Menschheit gebracht hat. Täglich, stündlich fühlt Ihr selbst das Leid des Entfremdungs, des Darbens, der drückendsten Sorge, zu welchem der Kapitalist den Arbeiter verurteilt.

Dies nun ist die Arbeiterfrage eines ganzen Gewerbes, Männer wie Frauen und Mädchen, aufgefunden, um das Kapital zu zwingen, den Frohndienst der Arbeiter um täglich eine Tunde zu kürzen.

Unterstützt Ihr sie, so werden sie siegen, und der Nutzen dessen wird Euch Allen zu gute kommen, denn die Durchführung des Neunstundentages in einem ganzen Gewerbe eines großen Landes wie Deutschland wird den Arbeitern aller Länder bei ähnlichen Kämpfen ein leuchtendes Vorbild sein!

Deshalb agitirt mit ganzer Kraft für die Sache der deutschen Buchdrucker. Sammelt an Geldern, was Euch möglich ist! Und das ist viel, sehr viel!

In jeder Stadt diesseits und jenseits des Ozeans treten zusammen und handeln unterwirft so, wie die internationale Pflicht der Solidarität, Euer wohlverstandenes Klasseninteresse Euch gebieten! Vagt es nicht bei leeren Sympathie-Erklärungen bewenden — das Kapital lacht darüber. Glaub nicht den Nachrichten des deutschen bürgerlichen Journalismus — das Lügen ist ihm Lebenselement!

Tretet wie ein Bruder für den anderen für den deutschen Buchdrucker ein, wie auch er Euch dereinst befehlen wird in der Stunde der Gefahr.

Die Parteigenossen in allen Orten sind ersucht, schnellstens das Erforderliche zu veranlassen. Um eine gleichmäßige Verwendung der Gelder zu ermöglichen, empfiehlt es sich, dieselben an den Hauptkassierer des Unterstützungsvereins Deutscher Buchdrucker, Herrn Gustav Eißler, Berlin SW., Solmsstr. 31, zu senden. Die Adresse muß auf die Person lauten, andernfalls liefert die Post die Gelder nicht aus.

Die deutschen Parteigenossen im Auslande, namentlich in England, Frankreich und Amerika, werden ersucht, die Arbeiter der anderen Nationalitäten für die Unterstützung der deutschen Buchdrucker zu interessieren.

Alle Mann an's Werk! Nicht gezögert! Dann ist der Sieg der Buchdrucker sicher und die deutsche Bourgeoisie wird sich künftighin hüten, den Arbeitern so hochmüthig und erbarmungslos gegenüber zu treten, wie sie das bisher stets gethan hat. Es gilt zu beweisen, daß die Solidarität des internationalen Proletariats keine inhaltslose Redensart, sondern eine Thatfache ist, mit welcher Jedermann zu rechnen hat.

## Deutscher Reichstag.

### 141. Sitzung.

(Fortsetzung der zweiten Lesung der Handelsverträge.)

Abg. v. **Stauffenberg** (fr.): Er könne aus seinen eigenen Erfahrungen heraus nur dem Herrn Grass-Klanin darin bestätigen, daß der kleine Landwirt, insofern er überhaupt noch verkaufen könne, doch den allergeringsten Nutzen von den Zöllen habe. Besonders in diesem Jahre werde der Nutzen, der aus dem Verkaufe der einen oder der anderen Kornfrucht erwachse, reichlich aufgezehrt durch die höheren Preise, welche derselbe kleine Landwirt für Viehfutter ausgeben müsse. Und die hohen Getreidepreise hätten sogar den Ruin des Bauernstandes infolge der hohen Preise zuzulassen. Die hohen Grundstückspreise seien es hauptsächlich, welche die ganze Nothlage verschulden.

Abg. Graf **Mirbach** (L.): Der Bauer sei sehr sparjam, ebenso der Grundbesitzer überhaupt.

### 142. Sitzung.

(Fortsetzung.) die Diskussion dreht sich um die Position „Weinzölle“.

### 143. Sitzung.

Abg. Graf **Banik** (L.) drückt die verschämte Befürchtung aus, daß die österreichische Regierung mit Hilfe ihrer Eisenbahntarifpolitik die deutschen Agrarier über's Ohr hauen werde.

Abg. v. **Hardorf** (L.) meint dasselbe.

Reichskanzler **v. Caprivi** weist diese für regierungstreue Leute gewiß eigentümliche Idee zurück.

Präsident **v. Focke** theilt das freudige Ereigniß der Entbindung der Prinzessin Leopold von einem Sohne mit.

### 144. Sitzung.

(Fortsetzung der zweiten Lesung der Handelsverträge.)

Abg. **Sebel** (Soz.) weist darauf hin, wie sich bei diesen Verträgen die Vertreter der Industrie und der Landwirtschaft in die Haare gerathen seien. Das sei auch angeht die von einander verschiedenen Lebensbedingungen von Landwirtschaft und Industrie nur natürlich gewesen. Aber so lange jene und diese Hand in Hand gegangen seien, hätten sie das Ausbeutungssystem gemeinschaftlich betrieben. In welcher Weise das geschehen, zeigte u. A. noch heute die hohen Kohlenpreise, unter denen alle übrigen Industrien und das ganze Volk leide. Und gerade dieser Ausbeutung könnte der Staat, wenn er nur wollte, sehr gut abhelfen, verfüge er doch selber über große Kohlengruben, in Schlesien, an der Saar. Wohin diese staatliche Unterstützung kapitalistischer Interessen führe, zeige die ganze gegenwärtige ungünstige Erwerbslage. Und die Arbeiter hauptsächlich seien es, die durch dieselbe benachtheiligt seien. Prinz Carolath habe nicht zu viel gesagt, wenn er von frierenden und hungernden Arbeitern gesprochen habe; denn thatsächlich beließen sich die Frierenden und Hungernden schon auf Hunderttausende. Und die theuren Nahrungsmittelpreise verschlimmerten diese Nothlage der Arbeiter. Und zu weissen Gunsten erhalte man die Lebensmittel durch die Zölle so hoch im Preise? Zu Gunsten der Landwirtschaft, d. h. der Großgrundbesitzer, habe man früher gesagt, die Zölle seien nöthig, um die Getreideproduktion zu steigern, nun — die Ackerfläche in Deutschland sei heute so wenig, wie vor dem fünfmarkigen Zoll im Stande, den Bedarf für unsere Bevölkerung zu liefern. Der Weizenbau hat zwar etwas zugenommen, der Roggenbau aber seit 1885 um 125 000 Hektare abgenommen! Sehr erheblich zugenommen habe dagegen der Zuckerrübenbau, um 250 000 Hektare, und diese Zunahme diene vermöge der Zuckerausfuhr-Prämie hauptsächlich dazu, dem Auslande billigen Zucker zu liefern. Nicht zur Versorgung des Inlandes dienten also die Zölle, sondern zu der des Auslandes. Das sei um so schlimmer Angesichts der zunehmenden Bevölkerung. Was fallen müsse, seien also zunächst — die Getreidezölle, die nicht mehr 12 Jahre dauern dürften; das Uebrige werde nachfolgen. Ueberdies habe die Landwirtschaft selber ja auch keine Vortheile von den Zöllen gehabt, klage sie doch selber, namentlich über die Sachengänger. Ursache derselben sei selbstverständlich in erster Linie die schlechte Behandlung der Landarbeiter. Das Verhältnis der Arbeiter zu

den Grundbesitzern sei nach wie vor viel mehr dasjenige von Leibeigenen zu ihrem Herrn, als dasjenige freier Männer. — Die steigende Auswanderung treffe deshalb hauptsächlich diejenigen Bezirke, die der Wohnsitz der Hauptagrarien seien. Darin hätten die Agrarier Recht, daß das Wohlfinden der Menge davon abhängt, wie die agrarischen Zustände beschaffen seien. Aber gerade aus diesem Grunde müsse die erste Maßnahme sein, Aufhebung der Kornzölle und Schaffung einer Produktionsform, welche zu einer ausreichenden Versorgung der Menge mit Brot führe. Der Reichskanzler wolle alle Maßnahmen darauf hin prüfen, ob sie gegen die Sozialdemokratie nützlich oder nicht. Nun, diese Handelsvertragsfrage habe mit dem Gesichtspunkte, ob der Sozialdemokratie dienlich oder nicht, gar nichts zu thun. Bester Beweis dafür sei: daß ja seine Partei diese Verträge annehme. Aber schaden würden diese Verträge der Sozialdemokratie nichts. Letztere begreife vielmehr die Verträge als eine Art Selbstmord des gegenwärtigen Systems, in der Ueberzeugung, daß wir „unaufhaltsam unserem Ziele, der Umgestaltung der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung entgegengehen.“

Abg. **Stöcker**: Auf die Arbeiter hätten die Zölle gewirkt, sie hätten höhere Löhne bezogen! Wer dies nicht zugebe, wie Bebel, wolle es nicht sehen, oder rede nicht wahr. Freilich wanderten Arbeiter aus, aber nicht deshalb, weil sie nichts verdienten, sondern weil sie soviel hätten ersparen können, um die Auswanderungskosten zu bezahlen!

Abg. **Bücher** (fr.): Herr Stöcker warnt vor einer Herabsetzung der Getreidezölle, da bei einer schlechten Ernte das ausländische Getreide auf dem deutschen Markte die Getreidepreise drücken werde. Ich konstatiere das Zustandekommen, daß bei der Konkurrenz des ausländischen Getreides auf dem deutschen Markte die inländischen Preise heruntergehen. Ich konstatiere ferner, daß dieser christlich-soziale Mann der deutschen Bevölkerung nicht gönnen will, im Falle einer ungünstigen Ernte eine Zufuhr aus dem Auslande zu haben, und daß sie lieber theures Brot essen soll, nur damit die Herren Agrarier aus ihren Grundrenten höhere Einnahmen bekommen auf Kosten der konsumirenden Bevölkerung.

Abg. v. **Hunne** (L.): Uns und die Freisinnigen leiten verschiedene Motive. Die Freisinnigen stimmen für die Verträge, weil sie darin einen Schritt zum Freihandel erblicken, während wir darin einen Schutz für die bestehenden Zölle sehen.

Die Handelsverträge werden mit 243 gegen 48 Stimmen angenommen. 5 Abgeordnete enthielten sich der Abstimmung.

## Verschiedenes.

— Einem Aufsatze des Prof. Stieda in Moskau über **Frauenarbeit**, der in Conrad's „Jahrbüchern“ erschien, ist Folgendes zu entnehmen: Die in Deutschland in den Jahren 1875 und 1882 vorgenommenen Berufszählungen ergaben ein Anwachsen der Frauenarbeit in den Großbetrieben von 26,1 Prozent, während die Gesamtzahl der in denselben beschäftigten Arbeiter bloß um 17,6 Prozent gestiegen war. Die Zahl der in Fabriken beschäftigten Frauen betrug 1875 410 221 und 1882 517 321.

Es hat nur in der Gruppe Baugewerbe eine Abnahme der Beschäftigung von Frauen stattgefunden. In allen übrigen Gruppen nimmt die Frauenarbeit nicht nur zu, sondern stellenweise sogar in stärkerem Verhältnisse als die Zahl der Gewerbetätigen überhaupt. Sie ist verhältnismäßig geringer angewachsen in der Industrie der Steine und Erden, der chemischen Industrie, der Textilindustrie, der Leder- und Wachsindustrie, u. s. w. Industrie, der Nahrungs- und Genussmittelindustrie. In Anbetracht der schweren körperlichen Leistungen, welche die sogenannte Industrie fordert und der besonderen gesundheitsgefährlichen Momente, die die zweite aufweist, kann man sich über dieses geringere Anwachsen nur freuen; aber immerhin bleiben in diesen beiden Zweigen noch viele Personen weiblichen Geschlechtes beschäftigt. Auf die überaus starke Zunahme im Land- und Wassertransport und der Fischerei ist kein Gewicht zu legen, da es sich hier überhaupt nur um wenig Personen weiblichen Geschlechtes handelt. Beim Handel, in der Papierindustrie, in den Bekleidungs- und Reinigungsgewerben mag die starke Zunahme nicht gerade als unerfreulich bezeichnet werden. Im Ganzen aber erscheint es unanfechtbar, daß die Zunahme der Frauenarbeit gerade in Fabriken mehr zu Bedenken Veranlassung bietet, als daß sie eine erfreuliche Wahrnehmung genannt werden kann.

Ob diese Zunahme fort dauert, läßt sich nicht mit absoluter Sicherheit behaupten, da die amtlichen Mittheilungen aus den Jahresberichten der Fabriksinspektoren seit 1886 keine Daten in dieser Richtung veröffentlicht haben. Damals betrug im Durchschnitt von 34 Aufsichtsbezirken der Anteil des weiblichen Geschlechtes an der Summe aller Arbeitenden 31 Prozent. Im Allgemeinen wird in den erwähnten Berichten ausdrücklich in Abrede gestellt, daß die Zunahme eine auffällige sei, vielmehr als eine fast völlig normale bezeichnet. Insofern läßt die Thatfache, daß die Gesamtzahl der im Deutschen Reich gegen Krankheit versicherten weiblichen Personen nicht nur überhaupt, sondern gerade in den Betriebskrankenkassen erheblich gewachsen ist, der entgegengelegten Vermuthung Raum. Die Zahl der in den letztgenannten Klassen versicherten weiblichen Personen betrug 1885 280 897, 1886 292 799, 1887 303 049, 1888 315 246.

Verhältnismäßig groß erscheint die Zahl der in Fabriken beschäftigten verheiratheten Frauen. Sie beziffert sich nach dem im August 1890 angestellten Erhebungen auf 130 079. Im Verhältnisse zu der 1882 in Großbetrieben nachgewiesenen Arbeiterinnenzahl (517 321) würden etwa 25 Prozent aller Fabriksarbeiterinnen Ehefrauen sein. Fast genau das gleiche Verhältniß konnte bei der Erhebung über die Frauenarbeit im Jahre 1876 nachgewiesen werden. Damals waren unter den sämtlichen Arbeiterinnen der Betriebe, auf die sich die Umfrage erstreckte, 24,4 Prozent verheirathet.

— Folgende Ausführungen über den **Einfluß der fortschreitenden Produktivität der Arbeit auf die Lage der Arbeiter** entnehmen wir der „New-Yorker Volkszeitung“:

Im Jahre 1760 produzierten etwa 25 000 Spinner in England nur so viel Garn, wie jetzt von 50 000 Spindeln der heute verwendeten Maschinerie in der gleichen Zeit geliefert wird. Diese 50 000 Spindeln werden von 25 — fünfundzwanzig — Spinnern bedient und beaufsichtigt. Die im Verhältnisse zur Quantität des Produkts notwendige menschliche Arbeitskraft hat also in so großer Proportion abgenommen, wie von 1000 zu 1.

Mit anderen Worten: Auf dem genannten Industriegebiete genügt heute zur Verordbringung des gleichen Resultates ein Tausendstel jenes Aufwands an menschlicher Thätigkeit, der vor circa einhundertdreißig Jahren hierzu erforderlich war.

Durch Ausbreitung und Verbesserung der Maschinerie sowie der Produktionsrichtungen vermehrt sie die Produktivität der Arbeit in solchem Tempo, welches das der Bevölkerungsvermehrung längst bei Weitem überholt hat. Der Verbrauch von Arbeitsprodukten pro Kopf der Bevölkerung aber wird an einer annähernd schrittweisenden Zunahme eben dadurch verhindert, indem die Vermehrung der Produktivität, mit Ueberflüssigmachung von menschlicher Arbeitskraft, unmittelbar sich auf Kosten der Vornehmung des Arbeiters vollzieht und demnach eine Verminderung der Kaufkraft auf Seite der arbeitenden Massen in einem Umfange zur Folge hat, der durch das Mehr des Konsums der besitzenden und ausbeutenden Klassen nicht im

Entferntesten ausgeglichen wird. In zuletzt angegebener Hinsicht muß man sich vergegenwärtigen, daß der Kapitalist durchschnittlich von jedem neuen Zuwachs an Ausbeutungsertrag, der sich aus einer Jahresbilanz ergibt, einen mehr oder minder großen Prozenttheil ausgiebt für Anschaffungen und Verbesserungen im Produktionsprozeß, wodurch nicht etwa (wie bei Ausgaben für Konsumtion nichtproduktiver Art) eine Vermehrung der Nachfrage der Arbeiter bewirkt wird, sondern gerade das Gegen-theil: ein neuer Schritt zur Ueberflüssigmachung von Arbeitern, zur Herabdrückung der jährlichen Durchschnitts-Lohnneinnahme und der durchschnittlichen Kaufkraft der Arbeiterklasse im Ganzen.

Das Fortschreiten der Aufhebung des gesellschaftlichen Bedarfs an menschlicher Arbeit wird heutzutage nur noch durch eine Schranke einmal momentan ganz aufgehalten und das andere Mal zeitweise verlangsamt: diese Schranke resultirt im Allgemeinen aus dem durch Erniedrigung der Kaufkraft des Arbeiters bedingten Mangel an Absatz für Waaren und aus der dahertigen Verminderung der Profite, was in weiterer Folge das Abschwenken der Kapitalien vom Felde der Produktionsthätigkeit weg zur Anlage in „Staatspapieren“ und dergleichen, sowie zur Börsenspekulation nach sich zieht. Dazu kommt, in einzelnen Gewerksbranchen, als ein besonderes Hemmnis gegen die Ausbreitung jenes Entwicklungsprozesses der Umwandlung einer so tiefen „Böhlheit“ der Waare „menschliche Arbeitskraft“, daß für den Kapitalisten einzuwirken in der betreffenden Sphäre noch kein genügend starker Anreiz dazu fühlbar geworden ist, den Arbeiter mit Fleisch und Blut durch einen „eisernen“ zu ersetzen. Sobald aber irgendwo, in einem besonderen Industriezweige, die menschliche Arbeitskraft „theurer“ geworden, und im Allgemeinen jedesmal sobald durch Zunahme der Absatzfähigkeit des Marktes die Ausichten für Profitmacherei im Bereiche der produktiven Spekulation wieder als mehr erfolgversprechend erscheinen, dann geht es wieder, um einen entsprechenden Rück, vorwärts in Prozeß der Verdrängung menschlicher Arbeit durch die „Maschine“.

— Die Sage vom Mauerchampionnet will in der bürgerlichen Presse bekanntlich immer noch nicht verstummen. Und obgleich sie gerade gegenwärtig so wenig zeitgemäß ist, wie nur möglich, wird sie von den Schlabergängern doch selbst jetzt wieder aufgeräumt. Die wirkliche Lage der Arbeiter in diesen und ähnlichen Gewerben beleuchtet wieder einmal eine **Lehnstatistik der Steinmehlen** in Niesja, welche wir im „Bauhändlerwerk“ finden:

Durchschnitts-Tagelohn für das Winter-Halbjahr vom 1. Oktober 1890 bis 31. März 1891.	
Mindestlohn ist 1,94 Mk., hat 1 Kollege.	
Bon 2,— Mk. bis 2,25 Mk. hat 1 Kollege	
2,25 — 2,50	haben 2 Koll.
2,50 — 2,75	5
2,75 — 3,—	8
3,— — 3,25	12
3,25 — 3,50	9
3,50 — 3,75	2
3,75 — 4,—	4
4,— — 4,25	2
Höchstlohn von 4,38 Mk. hat nur ein Kollege. Gesamt-Durchschnittslohn für sämtliche Steinmehlen ist 3,36 Mk. Es sind nur die Tage berechnet, an welchen gearbeitet worden ist.	

Durchschnitts-Tagelohn für das Sommer-Halbjahr vom 1. April bis 30. September 1891.	
Mindestlohn ist 2,02 Mk., hat 1 Kollege; 2,40 Mk. ebenfalls 1 Kollege.	
Bon 2,50 Mk. bis 2,75 Mk. hat 1 Kollege	
2,75 — 3,—	haben 3 Koll.
3,— — 3,25	6
3,25 — 3,50	6
3,50 — 3,75	6
3,75 — 4,—	6
4,— — 4,25	9
4,25 — 4,50	6
4,50 — 4,75	5
4,75 — 5,—	6
5,— — 5,25	6
5,25 — 5,50	6
5,50 — 5,75	2
Höchstlohn von 6,37 Mk. hat nur 1 Kollege. Gesamt-Durchschnitts-Tagelohn sämtlicher Steinmehlen ist 4,15 Mk.	

Jährlicher Durchschnitts-Tagelohn.	
Mindestlohn ist 2,24 Mk., hat 1 Kollege; 2,51 Mk. und 2,71 Mk. hat auch je 1 Kollege.	
Bon 3,— Mk. bis 3,25 Mk. haben 4 Koll.	
3,25 — 3,50	7
3,50 — 3,75	4
3,75 — 4,—	10
4,— — 4,25	8
4,25 — 4,50	5
4,50 — 4,75	5
4,75 — 5,—	1
5,43 Mk. und 5,50 Mk. als Höchstlohn hat je 1 Kollege. Jährlicher Durchschnitts-Tagelohn sämtlicher Steinmehlen ist 3,88 Mk. Die tägliche Arbeitszeit beträgt hier 8 <sup>1</sup> / <sub>2</sub> Stunde.	

Jährlicher Gesamtlohn derjenigen Kollegen, die das ganze Jahr hier gearbeitet haben. (Mit Ausnahme von einigen Wochen im Winter.)	
Mindestlohn ist 627 Mk., hat 1 Kollege.	
Bon 750 bis 800 Mk. hat 1 Kollege	
800 — 850	1
850 — 900	haben 3 Koll.
900 — 950	4
950 — 1000	1
1000 — 1050	4
1150 — 1100	5
1100 — 1150	7
1150 — 1200	2
1200 — 1250	2
1250 — 1300	1
1300 — 1350	2
Höchstlohn von 1522 Mk. hat nur 1 Kollege. Bei acht Kollegen ist der Lohn im Verhältnisse zum vorigen Jahre zwischen 82 und 268 Mk. gestiegen, bei 8 Kollegen ist der Lohn im Verhältnisse zum vorigen Jahre um 63—218 Mk. gefallen, bei 4 Kollegen ist er gleich geblieben.	

Altersstatistik für das Jahr 1891.	
Im Alter unter 20 Jahren haben wir 9 Kollegen.	
Im Alter von 20 bis 25 Jahren haben wir 10 Kollegen	
25 — 30	17
30 — 35	18
35 — 40	9
40 — 45	5
45 — 49	3
49 Jahre höchstes Alter. Durchschnittsalter sämtlicher hier arbeitenden Steinmehlen ist 30 Jahre 5 Monate.	
Wie lange sind die Kollegen im Steinmehlgewerk thätig?	
bis 5 Jahr 7 Kollegen	
Bon 5 bis 10	18
10 — 15	21
15 — 20	15
20 — 25	6

Ueber 25 Jahre nur 3 Kollegen. Höchste Dauer nur 29 1/2 Jahr, 1 Kollege. 15 Kollegen haben beim Militär gedient. Die Jahre sind in Abrechnung gebracht.

2 Kollegen haben je 2 Jahre gelernt	52	3
	16	4
	2	5

Sterbestatistik vom 1. Oktober 1890 bis 30. September 1891. Gestorben sind in diesem Jahre 4 Kollegen. Dieselben hatten ein Durchschnittsalter von 41 Jahren 2 Monaten und waren im Durchschnitt je 22 1/2 Jahr im Steinmetzgewerbe thätig. Dieselben hatten ein Gesamt-Krankenlager von 2 Jahren 7 Monaten 26 Tagen, mithin im Durchschnitt 33 Wochen 5 Tagen. Lungenschwindsucht war bei allen Todesursache. Einer war ledig, einer Wittwer und zwei waren verheiratet. Die beiden Letzteren haben zusammen 11 Kinder hinterlassen.

Im Novemberhefte der „North American Review“ giebt der Präsident der New-Yorker Handelskammer ein Bild von der gegenwärtigen Leistungsfähigkeit der Fabrikationsindustrie der Ver. Staaten, woraus wir nachstehend einige der interessantesten Mittheilungen herausheben.

Von allen Industrien ist in den Branchen der Textilgruppe (Spinneret, Wäckeret, Weberei) am meisten Kapital angelegt. Unsere Baumwollfabriken besitzen 15 1/2 Millionen Spindeln, welche ein Gesamtkapital von 232 500 000 repräsentiren. Mindestens ebenso groß ist das Kapital jener Handelsbetriebe, die sich mit dem Vertrieb der Textilprodukte befassen.

Unsere Teppichfabrikation ist größer, als die irgend eines anderen Landes. Es wird in der zitierten Schilderung behauptet, daß die hiesigen Erzeugnisse den europäischen auf diesem Gebiete völlig ebenbürtig seien.

In der Seisenfabrikation werden England und Frankreich von den Verein. Staaten übertroffen. Nur Frankreich ist uns darin voraus. Die ordinären Sorten der hiesigen Fabrikate werden denjenigen der berühmtesten Export-Firmen gleichgeschätzt.

In den großen Städten hier zu Lande sind Baumwollstoffe von geringerer und mittlerer Qualität, wie dieselben von den Massen gekauft werden, ebenso billig zu haben, wie in London, Paris oder Berlin. Das gleiche gilt von den aus solchen Stoffen gefertigten Bekleidungsartikeln.

Wunderbar ist das Wachstum der Eisenindustrie in diesem Lande. Die Produktion von Gußeisen betrug in 1872: 2 854 558 Tonnen, in 1880: 4 295 474, in 1890: 10 309 028 Tonnen. Die hiesige Produktion von 1890 war um 1 200 000 Tonnen größer als die des gleichen Jahres in Großbritannien.

Von Bessemer-Stahl belief sich unsere Produktion, ebenfalls in 1890, auf 3 688 871 Tonnen, während die größte bisher in England erreichte Jahresquantum 2 140 793 Tonnen betrug. Im Jahre 1889 lieferte unsere Industrie 1 791 264 und in 1890: 2 091 978 Tonnen Stahlschienen. In Großbritannien war das größte Ergebnis im Jahre 1 235 785 Tonnen.

Obwohl die Produktion von Drahtnägeln (fast ausschließlich Stahlfabrikat) in den Ver. Staaten verhältnismäßig neu ist, produzierten wir im Jahre 1890 bereits 3 135 911 Häfer zu je 100 Pfund. Der Verkaufspreis beträgt 1 und 1/10 Cents per Pfund, somit weniger als der Zoll, der im neuen Tarif auf 2 Cents herabgesetzt wurde.

Und mit der Eisen-Industrie geht die Kohlen-Industrie Hand in Hand. Im Jahre 1870 ergab die Förderung aus den

Minen der Ver. Staaten 28 312 581 Tonnen; im Jahre 1880: 65 883 000, im Jahre 1889 aber schon 137 435 172 Tonnen.

Sobiel aus dem oben erwähnten Artikel der „North American Review“. Man begegnet in jenem Aufsatz stellenweise solchen Redewendungen, die wie folgt klingen: Trotzdem in dieser und jener Industriebranche die „Arbeitskosten“ hier zu Lande um so und so viel mehr betragen, werden die betreffenden Waaren in New-York, Chicago u. s. w. ebenso wohlfeil oder noch wohlfeiler als in London und Paris verkauft. Diese Einschlebung bezweckt eine „Nutzanwendung“, deren Tendenz wir nun einer gelegentlichen kritischen Betrachtung unterziehen wollen.

„Arbeitskosten“ — was bedeutet dieser Ausdruck im Munde der bürgerlichen Oekonomen, wenn sie uns erzählen, daß z. B. bei irgend einer Sorte von Baumwollgewaren die Arbeitskosten in den Ver. Staaten höhere sein, als in England?

Bereiten die Herren unter der fraglichen Bezeichnung denjenigen Theil der Produktionskosten einer gewissen Quantität Einheit Waare, der den bei Herstellung dieses Produkts verausgabten Arbeitslohn darstellt? Sagen wir, veranschaulichungs halber: hier ist ein Pfund Garn amerikanisches Produkt und dort die gleiche Quantität der nämlichen Waare in England gesponnen: wollen die ökonomischen Zeitungsblätter des Kapitalherrgotts etwa behaupten, daß das amerikanische Produkt per Pfund einen größeren Betrag für Rechnung von ausgezahltem Arbeitslohn repräsentirt, als das englische?

Ja, warum nicht gar! Auf eine exakte Feststellung und Anwendung des Begriffs der „Arbeitskosten“, unterschieden von dem der landes- oder ortsüblichen Raten des Arbeitslohnes — darauf dürfen sie sich nicht einlassen, die Schutzgölner ebenso wenig wie die Freihändler unter und umgekehrt. Um den Arbeiter nicht hinter die Kulissen des Gaukelspiels der kapitalistischen „Ökono-Mystik“ gucken zu lassen, eskamotiren sie in sinken Handumdrehen an Stelle des sachlich selbstverständlichen Begriffs der Arbeitskosten (ausgezahlter Lohn per Einheit — Pfund, Yard, Stück u. — des Produktquantums) denjenigen der Lohnauszahlung an den einzelnen Arbeiter in einer bestimmter Einheit von Arbeitszeit, wobei dann immer nur der Lohn für vollbeschäftigte Arbeitstage in Rechnung kommt. Dieses theoretische Taschenspielerkunststück hat vom kapitalistischen Standpunkt einen handgreiflich praktischen Zweck: zugleich mit dieser Thatfache, daß Arbeitskosten und tägliche Lohnverdienste des Arbeiters zweierlei Dinge, durch einen wichtigen Unterschied getrennte Dinge sind, und daß die letzteren stattdar bleiben, ja, sogar zeitweise steigen können, während die ersteren in Wahrheit sich vermindern; damit soll dem Blicke des Arbeiters jene andere Thatfache verschleiert werden, nämlich der bedeutungsvolle Umstand, daß gerade der relativ hohe Tagesverdienst des Arbeiters auf den Kapitalisten als ein entsprechend starker Antriebs wirkt, menschliche Arbeitskraft zu erziehen, überflüssig zu machen durch technische Fortschritte, mit einem Wort: durch „Maschinerie“, und daß hiermit die Arbeitskosten vermindert werden, während der Durchschnittsumfang der arbeitslosen Tage und Stunden im Jahre für den einzelnen Arbeiter sich vermehrt und während seine durchschnittliche tägliche Lohnvernahme für längere Zeiträume, wie pro Jahr, hier im gleichen Maße tiefer sinkt.

Um das Gesagte einigermaßen zu veranschaulichen, wollen wir uns nun einen Beispielsfall vergegenwärtigen. In England, so unterstellen wir, liefern 100 Arbeiter in einem Fabrikationszweig während eines Jahres 1 Million Stück von einem

beliebig angenommenen Produkt. Sagen wir, diese 100 Arbeiter sind während des betreffenden Jahres an jedem Arbeitstag vollbeschäftigt und ihre durchschnittliche Lohnvernahme beträgt 300 Doll. Die Arbeitskosten stellen sich also per Stück auf 3 Cents. Sagen wir im Weiteren die Rate der sonstigen Produktionskosten (Rohmaterial, Ausgaben für Kraftmotoren, Abnutzung der Einrichtungen, Geschäftsleitung und verschiedene Unkosten u. dgl. auf 2 Cents und den Profit, einschließend Kapitalzins und Rente, ebenfalls auf 2 Cents, dann beziffert sich der Verkaufspreis der Waare mit 7 Cents per Stück. Denken wir uns, daß in den Verein. Staaten 100 Arbeiter mit weiter fortgeschrittenen leistungsfähigen Produktionsrichtungen und Hilfsmitteln 2 Millionen Stück der gleichen Waare herstellen, dann mag, wenn wir für's erste noch volle Beschäftigung für jeden von diesen 100 Arbeitern annehmen, ihr Jahresverdienst die Summe von 400 Doll. erreichten; dabei aber ergibt sich in diesem denkbar günstigsten Falle als Rate der Arbeitskosten der Betrag von 2 Cents. Für diesen Fall wollen wir die Quote der sonstigen Produktionskosten mit 2 1/2 Cents per Stück in Ansatz bringen (etwas höher als im ersten Fall, mit Rücksicht auf ein Mehr der Kosten für Kraftmotoren und Abnutzung der Maschinerie), und den Profit mit nur 1 1/2 Cents. Damit ergibt sich als Verkaufspreis der Waare von 6 Cents. Unter den gegebenen Voraussetzungen wäre die niedrigere Rate der Arbeitskosten, weil mit höherer Lohnvernahme verbunden, für den Arbeiter eine Sache, die er sich ruhig gefallen lassen könnte. Aber, das verdoepelte Quantum des Produkts in den Händen des amerikanischen Fabrikanten will konsumirt, d. h. gekauft werden. Die Vermehrung der Produktion um 100 pCt. hat ein Sinken des Waarenpreises um nur 14 1/2 pCt. (von 7 auf 6 Cents) gebracht. Doch, nehmen wir an, daß das Inland in Folge dieser Preiserniedrigung um 20 pCt. mehr, als früher, von der betreffenden Waare kauft. Wohin mit den übrigen 80 pCt.? Ins Ausland natürlich. Der amerikanische Fabrikant muß die britischen, deutschen Konkurrenten auf ihren Märkten zu unterbieten suchen. Das gelingt ihm für einen Moment; dann aber werden die Fabrikanten im Ausland sich beileben, ihre Produktionsrichtungen auf die Höhe der amerikanischen zu bringen. Endlich bleibt den Fabrikanten haben wie drüben nichts Anderes übrig als die Produktionsfähigkeit einzuschränken. Nominell beschäftigt unser hiesiger Fabrikant vielleicht immer noch durchschnittlich 100 Arbeiter, aber deren beschäftigte und verdienende Arbeitszeit im Jahre sinkt jetzt herab auf Dreiviertel oder Zweidrittel der Zahl der Arbeitstage, oder noch tiefer. Wie der Leser leicht durch Nachrechnen finden kann, bedingt die Verdoppelung der Produktmenge, bei Oprozentiger Zunahme des Abzuges, eine Einschränkung der durchschnittlichen Arbeitszeit des Jahres um 40 pCt. Um den nämlichen Prozentsatz also schrumpft die Jahres-Lohnvernahme zusammen, von 400 auf 260 Doll. Und hierbei ist das Unmögliche als thatsächlich gegeben angenommen: nämlich, daß bei diesem Vorgange die Lohnsätze per Tag oder Stück nicht herabgedrückt werden, während erfahrungsgemäß die besten Gewerkschaftsorganisationen nicht mehr auf die Länge der Zeit im Stande sind, positive Lohnverkürzungen abzuwehren.

So vollzieht sich aller „Aufschwung der Industrie“ stets und überall auf Kosten des Arbeitslohns, zum Schaden und Verderben der Arbeitermassen in ihrer durchschnittlichen Lebenslage.

**Schuhmacher.**  
**Schuhmacher.**  
 Sonntag, den 27. Dezember (3. Weihnachts-Feiertag), Vormittags 10 Uhr,  
 in den „Bürgerböden“, Dresdenerstraße 96:  
**Große öffentliche Versammlung**  
 aller i. d. Schuh- u. Schäftebranche beschäftigt. Arbeiter u. Arbeiterinnen.  
 Tages-Ordnung:  
 1. Die Gewerkschaftsbewegung und ihre politischen Aufgaben. Referent: Ernst Sparfeld.  
 2. Gewerkschaftliches.  
 Zahlreiches Erscheinen der Schuhmacher Berlins ist nothwendig.

Die seit 1877 bestehende, weltbekannte  
**Uhrenfabrik**  
 von  
**MAX BUSSE**  
 157. Invaliden-Strasse 157, neben der Markthalle,  
 verkauft jetzt sämtliche Uhren zu bedeutend herabgesetzten Preisen.  
 Für jede Uhr wird reelle Garantie geleistet.  
 Große Abschlüsse mit Pforzheimer und Hanauer Fabrikanten ermöglichen derselben Firma den Verkauf von  
 Gold-, Silber-, Granaten- und Korallenwaaren  
 zu faßhaft billigen Preisen.  
**Spezialität: Ringe.**  
 Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste ausgeführt.

Den Parteigenossen empfehlen wir zur Anschaffung  
 unsere  
**Neue Gesamt-Ausgabe:**  
**Ferd. Lassalle's Reden und Schriften**  
 in 40—50 Hefen à 3 Bogen zum Preise von 20 Pfg. pro Hefl.  
 Herausgegeben  
 im Auftrage des Vorstandes der sozialdemokratischen  
 Partei Deutschlands  
 von Eduard Bernstein, London.  
 Verlag des „Vorwärts“ Berliner Volksblatt in Berlin SW.

Empfehle den Parteigenossen meine  
**Cigarren eigener Fabrik**  
 aus rein ameril. Tabak, 25 Cigarr. 1 M.  
**Tabak und Cigaretten.**  
**Julius Ulbrich,**  
 Skalitzerstraße 41, nahe Baumgrypl.  
 Allen Parteigenossen empfehle mein neu  
 eingerichtetes  
**Weiß- und Bairischbier-Lokal.**  
**Ferd. Hoffmann**  
 Waldemarstr. 61.

„**Neue Zeit**“  
 Wochenchrift, herausgegeben von Karl Kautsky.  
 Soeben erschien Heft 13. Preis pro Heft  
 20 Pfennig.  
 Zu beziehen durch die Verlags-Buchhandlung  
 von F. D. W. Ditz, Stuttgart, sowie durch die  
 Expedition des „Vorwärts“ und alle Kolporteur.

„**Lichtstrahlen**“,  
 Unterhaltungsblatt und literarischer Wegweiser  
 für das Volk.  
 Soeben erschien Heft 6. Preis 25 Pf.  
 Zu beziehen durch die Verlags-Buchhandlung  
 O. Harnisch, Berlin SW., Neuen-  
 burgerstraße 30.

Soeben komplet erschienen Band 1 der  
**Bibliothek politischer Reden.**  
 Eine Sammlung parlamentarischer und  
 außerparlamentarischer Reden hervor-  
 ragender Staatsmänner, Parlamentarier  
 und sonstiger Politiker des 18. und 19.  
 Jahrhunderts.  
 Enthaltend u. A.: Reden von Robes-  
 pierre, St. Just, Mirabeau, Madaulay,  
 Göttes, Dacro Harring, Wirth u. Sieben-  
 pfeifer, Castellar, Fernerhorffer, Krona-  
 wetter, Curti, Lord Byron, Dr. Beder,  
 Bebel, Carl Marx, Björnson, Stöder,  
 v. Bennigsen u. s. w. u. s. w.  
 Das Buch, welches in keiner Arbeiter-  
 bibliothek fehlen sollte, ist 520 Seiten  
 stark und kostet elegant gebunden 2,50 M.;  
 broschürt 2,20 M., in 11 Heften à 20 Pf.  
 Zu beziehen durch alle Buchhandlungen,  
 sowie auch durch die Expedition des „Vl.  
 Für Wiederverkäufer lohnenden Rabatt.  
**Rürnberg. Wörlein u. Co.**

**Zur Beachtung!**  
 Wir ersuchen sämtliche Verbreiter und  
 Expeditoren, welche noch im Rückstande mit den  
 Abonnements- und Inseratengeldern sind, bis  
 spätestens den 29. Dezember 1891 dieselben  
 an Unterzeichnete einzuliefern.  
 Die Expedition.

Die Verlagsbuchhandlungen unserer Partei-  
 presse in den verschiedenen Städten Deutschlands,  
 welche den Betrieb der Berliner Arbeiter-Biblio-  
 thek übernommen haben, ersuchen wir höflichst,  
 ihr Konto bis zum 29. Dezember 1891 an  
 Unterzeichnete begleichen zu wollen.  
 Die Expedition  
 der „Berliner Arbeiter-Bibliothek“.

Empfehle Freunden und Genossen mein reich-  
 haltiges Lager von  
**Cigarren u. Tabake.**  
 Dasselbst Zahlstelle des Metallarbeiter-Vereins  
 und der Gärtnerei-Gildestoffe. Haupt-Agentur der  
 Berliner Feuer-Versicherung.  
**Otto Klein**  
 Kottbuser Damm 14, früher Ritterstr. 15.

**Jede Uhr**  
 zu repariren und reinigen kostet bei  
 mir unter Garantie des Gutgehens  
 nur 1 Mk. 50 Pfg., außer Bruch,  
 kleine Reparaturen billiger. Neue  
 Feder einsetzen 1 Ml. Empfehle silb. Zylinder-  
 Uhren von 6, 7 u. 8 Ml., silb. Remontoir-Uhren  
 von 13, 14 u. 15 Ml., gold. Damen-Uhren von  
 18 Ml. an, Regulatoren von 10 Ml. an. Gr.  
 Pag. v. Ridel, Talmit u. Gold-Double-Setten.  
**R. Kionka, Oranienstrasse 35,**  
 bei der Adalbertstraße.

**Der Arbeits-Nachweis**  
 des  
**Fachvereins der Musik-  
 Instrumenten-Arbeiter**  
 befindet sich **Naunenerstraße 78** im Restaurant  
**Rohr.** Die Adressen-Ausgabe findet jeden  
 Abend von 8—9 1/2 Uhr und Sonntags Vor-  
 mittags von 10—11 1/2 Uhr, sowohl an Mit-  
 glieder, wie auch an Nichtmitgliedern unentgeltlich  
 statt. — Die Bibliothek ist geöffnet jeden Mit-  
 woch Abend von 8—9 1/2 Uhr und Sonntags  
 Vormittags von 9—11 1/2 Uhr.

**Herren- u. Knaben-Garderobe, Arbeitsfachen, Bestellungen nach Maß,**  
 empfiehlt wie bekannt in reellster Ausführung und allerbilligsten Preisen  
**J. BAER, Berlin N., Gesundbrunnen, Badstr. 18, Ecke der Stettinerstrasse.**  
 Ich habe keine Filialen und stehe mit ähnlich lautenden Firmen in keinerlei Beziehung. Bitte daher genau auf Firma zu achten.